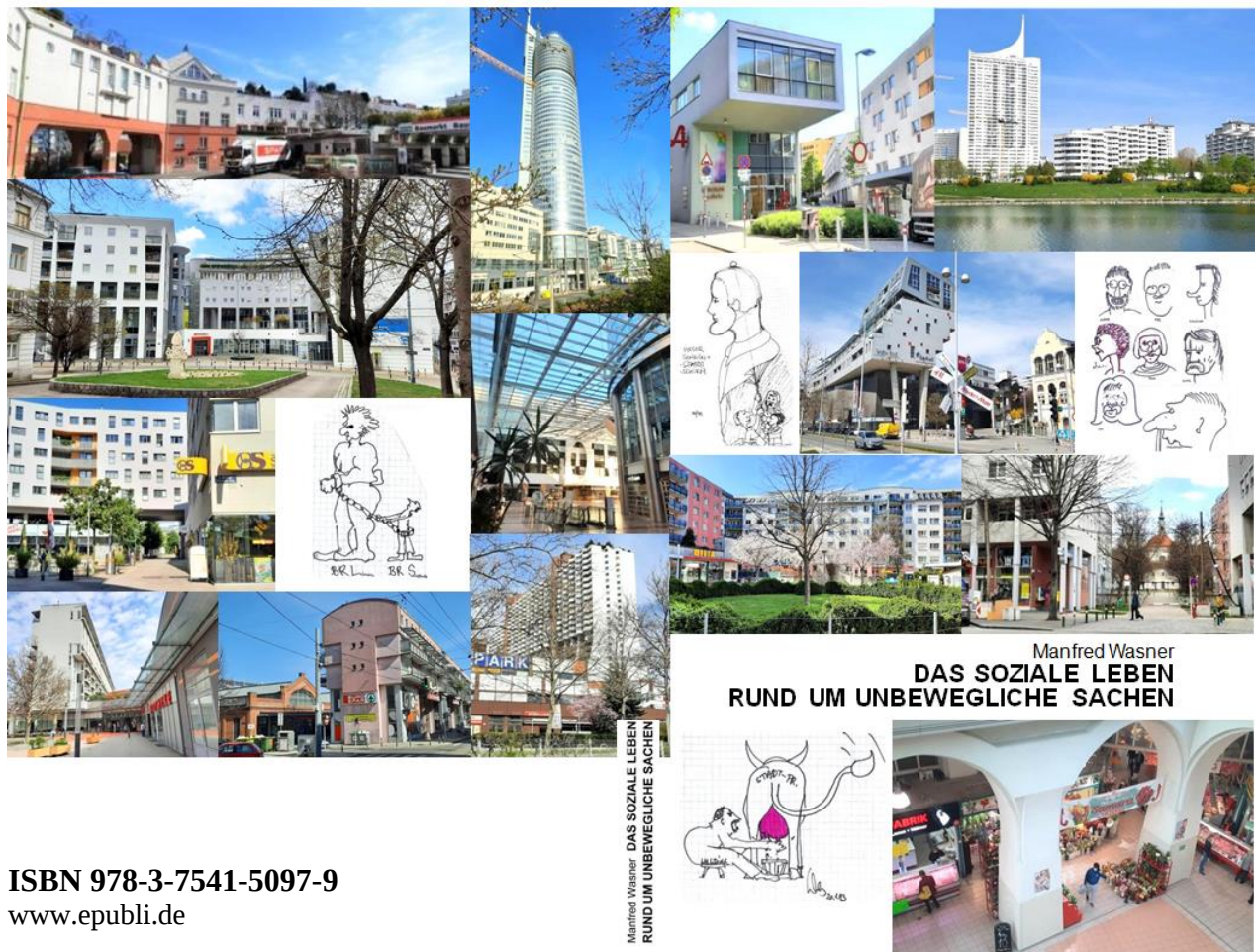




ISBN 978-3-7541-5097-9
www.epubli.de

Manfred Wasner

Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen

Erinnerungen zum Werden des „Wohnen und Arbeiten“ sowie der „Sockelsanierung“ in Wien“

neobooks

neobooks – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

© 2021 Copyright by Manfred Wasner

In der Wirklichkeit entwickeln sich die Dinge meist ganz anders, als unsere Schulweisheit das voraussetzt. In 80 kurzen chronologisch geordneten Erinnerungen auf 264 Seiten berichtet der Verfasser vom Menschlichen, - oft Erheiternden, - ohne das es zu den geschilderten sozial bedeutenden Entwicklungen nicht gekommen wäre, - wie zur geförderten "Sockelsanierung" bewohnter Häuser und zu den vielen "Wohnparks" des "Wohnen und Arbeiten" in Wien. Dies soll dazu beitragen, sich den täglichen Aufgaben mit einer gewissen Lockerheit zu stellen, - im Privaten ebenso wie im Beruflichen der unterschiedlichen Sparten.

Über Manfred Wasner

Beim Studium der Architektur wünscht sich der Verfasser, womöglich sachkundiger Auftraggeber zu werden und nicht der dienstleistende Architekt - am besten für soziale und öffentlich geförderte Projekte. Tatsächlich darf er genau das dann auch sein ganzes Berufsleben lang tun, unter anderem als Geschäftsführer der MIGRA Gemeinnützige Wohnungsges.m.b.H., der ARWAG Bauträger GmbH und der >kabelwerk< bauträger gmbh. Als Rentier gibt er nun seine Erinnerungen zur Immobilien-Entwicklung weiter, besonders zum „Menschlichen“ dabei.

Abbildungen

Die 14 Fotos und 4 Zeichnungen am Umschlag sind eigene Bilder des Verfassers. Die Fotos erläutern jeweils das Prinzip des „Wohnen und Arbeiten“ und sind alle im Jahr 2021 aufgenommen. Die Zeichnungen geben das Soziale wieder: Vordere Seite links oben „Kabelwerk“, rechts oben Hochhaus „Neue Donau“. Mitte oben von links Wolfgang Gräsel als Sonnenschirm von Verfasser, Hans Friedler und Werner Scharf; Mitte „Liesinger Brauerei“ mit dem Einkaufszentrum „Riverside“; rechts Gebietsbetreuungs-Kolleginnen und Kollegen: Johnny Winter, Wolfgang Gräsel, Angelika Meier, Roswitha Kornhofer, Timo Huber, August Fröhlich, Hans Friedler und der Verfasser. Mitte unten „Wohnpark Kornhäusl“ und „Wohnpark Rennweg“. Unten links Franz Hauberl beim Melken. Rechts unten „Meiselmarkt“.

Rückseite: Links oben „Wohnpark Sandeilen“. Darunter „Wohnpark Erdberg“. Darunter „Kabelwerk“ und die beiden Betriebsratsobleute von Stadt-projekt (der Große ist Fritz Hof) und ARWAG. Darunter „Trillerpark“ und „Wohnpark Kreuzgasse“. Die Spalte rechts von Oben: Zwei Bilder der „Millennium City“, unten „Wohnpark Alt-Erlaa“.

Ergänzende Tagebuchnotizen auf den folgenden Seiten!

Tagebuchnotizen

Weitere Erinnerungen, die im Buch „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“, neobooks 2021, NICHT enthalten sind, mangels „unbeweglicher Sachen“

Inhalt

Abbildungen.....	2
1918 – Vier Kriegswaisen.....	5
1939 – Wer weiß denn, wer die nächsten sind?.....	5
1940 – Ein Dauerurlaub am Meer!.....	6
1941 – Noch ein Dauerurlaub am Meer und ein böses Ende.....	7
1949 – Erste Erinnerungen	7
1952 – Hören und Verstehen.....	8
1952 - Tagesablauf	9
1953 – Das Wohnhaus	10
1954 – Des kleinen Manfred´s Farbenlehre	11
1954 – Die schönsten Mädchen und Andere	11
1954 – Die Sommerfrische und ihr Ende	12
1955 – Schlagbaum am Semmering	13
1956 – „Es wird kundgemacht“	14
1958 – Musik und ich	15
1962 – Ein Fahrrad für das Einzelkind!	16
1963 – Klostersuppe	17
1965 - „Wieder ein Nudist gewonnen!“	18
1966 – „Der Ausbruch“	18
1967 – Wofür der Bundesländerproporz gut ist.....	19
1967 – Die Welt öffnet sich	20
1968 - Lebenspartnerschaft	21
1970 – Austropop	22
1971 – Wahlkampf und Selbstsicherheit.....	22
1971 – „-ocker-“ ist leider nicht „-adl-“	23
1971 – Autostopp.....	24
1973 – Wohngemeinschaften	25
1973 – Des Landeshauptmann´s Vorstellung vom Sozialismus.....	26
1974 – Vorsätze	27
1974 – Warum ausgerechnet Architektur?	28
1974 – Kinder	29
1975 – Religionsgemeinschaft	30

1976 - Wie Kinder trocken werden.....	31
1976 – Kinderladen	31
1977 – Produktivität statt Wehrdienst.....	32
1980 – Entdeckungsreise in die Sozialdemokratie.....	34
1988 – „Sterbehilfe“ abgewendet.....	35
1988 – An der Kreuzung.....	35
1988 – Wie die Dummheit schaden kann	36
1989 – Selbständig oder angestellt?	37
1991 - Sex und Immobilien	38
1993 – Der dritte Lebensabschnitt.....	39
1998 – Doch noch Koch!	40
2001 – Verborgene Wirte	41
2002 - Bürokratie in Wien und in Antigua	41
2006 – Völlig unterschiedliche Belegschaften	42
2007 - Abnehmen und wie das geht.....	43
2009 - Rangordnungen.....	44
2010 – Am Bezirksgericht	45
2014 – Das Rauchen	46
2014 – Hilfsbereitschaft	47
2015 - Unbestechlich	48
2016 - Anneliese Schütz 30.8.1941 bis 9.3.2016.....	48
2017 - Vom Selbstbewusstsein der 68er zum heutigen Selbstbewusstsein.....	49
2019 - Johanna Rengelshausen–Wasner 16.8.1945 bis 9.10.2019	51
2022 – Pandemie.....	52
2023 - Tanz und ich.....	53
2023 – ... als wäre das Leben ewig.....	54
2024 – Als wollte jemand beweisen, dass es Wunder gibt.....	55
2024 - Kleidung.....	57

1918 – Vier Kriegswaisen

Am 10. März 1900 kommt Rosa zur Welt, meine „Tante Rosi“. Sie ist das Erstgeborene der vier die Geburt überlebenden von acht Kindern des Johann Wasner, geboren am 26. Dezember 1872 im Weinviertler Wischathal 2, und der Sofie Eder, geboren am 19. Jänner 1873 in der Landstraßer Barichgasse 7, die am 16. November 1898 in 1030 St. Rochus geheiratet hatten. Sofies Vater stammt aus Hainfeld, die Mutter aus Kovcin in Böhmen. Im Februar 1902 folgt die Geburt von Leopold, des „Onkel Leo“. Am 22. November 1904 kommt Anna zur Welt, die „Tante Anni“, und am 14. Mai 1906 Ludwig, der „Wickerl“, mein Vater. Sie leben im Miethaus Barichgasse 23 und haben ein Klavier, auf dem Rosi spielen lernt. Johann Wasner ist ja Zahlkellner im Restaurant eines renommierten Innenstadthotels, - erzählt wurde vom „Imperial“. Da gibt es eben Wohlstand! Dann: Herzschuss am 5. Juli 1916 in Michajlowka im russischen Bezirk Wolhynien. Zwei Jahre später ist auch die Mutter Sofie tot. Die anderen Kinder des Josef Wasner, geboren am 1. November 1852 im Weinviertler Eitzersthal 5 und der Anna geb. Hohenecker, geboren am 10. Juli 1850 in Ringendorf bei Großmugl, nämlich Josef, Leopold, Lorenz, Karl, Katharina und Maria, kümmern sich nicht um ihre Nichten und Neffen, die Waisenkinder. Sie sollen sie sogar um ihr Erbe gebracht haben, - so wurde es stets erzählt und so führt es auch zu einem bis heute nachhaltigen Verzicht aller vier Waisen und deren Nachfahren auf jeden weiteren Kontakt mit der aus der Wirtschaft Eizersthal 5, - Hauerei, - stammenden und teilweise auch im benachbarten Wischathal lebenden Wasner- Familie. Gesprochen wird vor allem vom „Lorenz-Onkel“, der eine besondere Rolle unter den Wasner´s gespielt haben dürfte. Die kleine Anni wird in den Kanton St Gallen verschickt, wo es genug zu essen gibt. Leo kommt ins Ruhrgebiet. Rosi, die ja beim Tod der Mutter schon 18 Jahre alt ist, heiratet am 1. Juli 1921 in Mariazell den Beamten Adolf Svejda und wohnt bei der Hausgeburt ihrer Tochter Gertrud, der „Tante Gerti“ am 8. Dezember 1922 immer noch in der Barichgasse 23. Offenbar bezahlt Adolf Svejda die Miete. Sogar als Gerti am 11. Dezember 1943 in Koblenz den Viktor Piping heiratet, ist ihre Adresse noch die Barichgasse 23. Was mit dem kleinen Wickerl geschieht, wird nie erzählt. Jedenfalls geht er in die Volksschule Strohgasse, - wie ebenso seine spätere Gattin und sodann ich, sein Sohn. Wir sehen ihn fotografiert als Verteidiger im Dress des Fußballvereins WAC Wiener Athletiksport Club und hören seine Erzählungen vom Radrennfahren. Am 26. März 1931, mit 24 Jahren, ist er jedenfalls Gärtnergehilfe am Zentralfriedhof als Magistrats-Bediensteter. Offenbar wohnt er ebenfalls in der Barichgasse 23, - bis zum Umzug in die eheliche Zimmer-Küche-Kabine- Mietwohnung Tür 6 im fünfhundert Meter von der Barichgasse 23 entfernten Gründerzeithaus Krummgasse 3 im Jahr 1939.

1939 – Wer weiß denn, wer die nächsten sind?

Die Mutter Aurelia „Relly“ Barta, geboren 1911, spricht als Kind zu Hause tschechisch, in der Landstraßer Klimschgasse 18, dreihundert Meter von der Barichgasse 23 entfernt, wo ihr späterer Gatte wohnt. Der Vater, Tischlergehilfe aus Dobrochau, Mähren, hatte ja 1906 in Wien eine Böhmin aus Tochowitz geheiratet. Später verlernt die Mutter die tschechische Sprache. Ihr Aussehen mit ihren dünnen hellblonden Haaren, ihren blauen Augen und ihrem hellen Teint wirkt eher ungarisch. Auch sie wird als Kind in der Notzeit nach dem Krieg ins Ausland verschickt: Nach Dänemark. Sie wird nur 1,59 groß. Ursache ist wohl der Hunger, ebenso, wie beim 1,58 großen Vater und der 1,56 großen Tante Anni. Nach der Hauptschule ist Relly bei Blumenfeld, in der

Firma „Erid“ in der Rotenturmstraße erst Lehrling, dann Verkäuferin von Damenmode und mehr oder weniger Familienmitglied, - ihre Mutter ist ja früh gestorben. Die Blumenfelds müssen vor den Nazis flüchten. Einige von ihnen werden umgebracht. Die Mutter ist bis 27. April 1945 kommissarische Leiterin der Firma Erid. Sie spricht eine Art Prager Deutsch mit jüdelndem Einschlag. Ich schnappe das auf, - ebenso wie des Vaters Wiener Dialekt. Wenn ich mich um Hochdeutsch bemühe, werde ich bis zu meinem vierzigsten Lebensjahr stets gefragt, woher ich stamme, - Wiener könne ich ja hörbar nicht sein! Auch der als Ehemann der Mutter ursprünglich wohl vorgesehene Alfred Weiss, Geschäftsinhaber in der Czerningasse 7, flüchtet. Nach Venezuela. Sein Geschäft soll die Mutter übernehmen, samt der Firma und dem Gewerbeschein. Dies wird allerdings von den Nationalsozialisten nicht anerkannt. Dieser Umstand ist dann ein Grund, nach dem Krieg die Mutter mit dem Elf-Quadratmeter- Mietlokal eines geflüchteten Nationalsozialisten in der Wipplingerstraße 13 zu entschädigen, obwohl sie selbst ja gar keine Israelin ist. Der Nazi hatte das Mietlokal „arisiert“ gehabt, doch der ursprüngliche Mieter, ein Trafikant, war nicht zurückgekehrt. Er hat den Holocaust wohl nicht überlebt oder er hat in der Ferne eine neue Existenzgrundlage. Da Alfred Weiss ja auf Dauer in Venezuela ist, heiratet die Mutter am 12. August 1939, zwanzig Tage vor Kriegsbeginn, meinen Vater, den in der Nähe wohnenden aus dem Weinviertel stammenden und Waisenknabe gewesenem Gärtnereiarbeiter der Stadt Wien am Zentralfriedhof Ludwig „Wickerl“ Wasner. Gleich nach der Hochzeitsreise nach Grein an der Donau muss er zur Wehrmacht. Er wird in Deutschland stationiert. Die Eltern fragen sich stets, warum gerade die Juden? Aus Furcht, nach den Juden könnten auch andere Gruppierungen der Gesellschaft verfolgt werden, ist der Vater als Magistratsbediensteter nach dem Krieg zwar Mitglied der Sozialistischen Partei, fürchtet sich jedoch, beim Maiaufmarsch mitzugehen. Wir stehen daher im Spalier am Ring. Die Eltern geben mir auf den Lebensweg mit, ja nirgends dabei zu sein. Weder bei den Pfadfindern, noch bei der Jungschar, noch bei den Roten Falken! Wer weiß denn, wer die nächsten sind, die verfolgt werden?

1940 – Ein Dauerurlaub am Meer!

Wir sehen den Vater Ludwig „Wickerl“ Wasner auf Kurrent- beschrifteten Fotos, die er mit seiner 6x9 Denger-Box gemacht hat oder jemand gebeten hat abzudrücken, um selbst drauf zu sein: Im Februar 1940 in Wiesbaden. Im April 1940 unter dem Stahlhelm in Neunkirchen, - wohl Neunkirchen im Saarland und nicht im Steinfeld, - im Mai 1940 in Trier an der Porta Nigra und sodann auf Vormarsch in Belgien. Er fährt durch das belgische Bastogne und ist in Charleville in den Ardennen in Frankreich. Im Juni ist er in Reims. Ab Juli 1940 ist er als Fernmeldemonteur der Luftwaffe auf Masten zu sehen, in der Normandie, in Vierville-sur-Mer an der Ärmelkanalküste, - wo am 6. Juni 1944 die Alliierten landen werden, - und in Barneville, ebenfalls an der Küste. Wir sehen Ferienfotos mit Badehosen, mit Liegestühlen und mit viel Meer. Vaters geringe Körpergröße von 1,58 führt dazu, dass er weniger gefährliche Tätigkeiten über hat, als andere Soldaten. Als er bei einer Parade als der Kleinste seiner Kompanie neben dem Größten der Nachbarkompanie steht, wird viel geschimpft. Allerdings verletzt ihn ein umstürzender Mast am Kopf, sodass er bis zum Lebensende von wiederkehrenden Kopfschmerzen gequält wird. Sowohl die Bilder, als auch Vaters Erzählungen machen deutlich, dass an der Küste der Normandie das schönste und unproblematischste Jahr begonnen hat, verglichen mit seinem ganzen bisherigen Leben. Der Krieg findet ja in

anderen Ländern statt. Vater erzählt, sie warten eigentlich darauf, in England einzumarschieren. Die Zeit vergeht und es kommt zu keinem Einmarsch. Es ist ja gerade die einen Einmarsch vorbereiten sollende Luftschlacht über England im Gang. Ab Oktober ist klar, diese Schlacht ist verloren. Vater sehen wir mit Kameraden mit Boxhandschuhen boxen und wir sehen ihn mit einem Hund. Aus Andeutungen und aus einem Foto ist zu entnehmen, er hat wohl auch eine fixe Freundin, - obwohl er ja verheiratet ist. Vater ist zwar klein, hat jedoch ausgeprägte Muskeln und ein ausnehmend hübsches Gesicht. Er schwärmt vom Mount Saint Michel und vom Watt, wenn die Flut kommt und alle zu laufen beginnen. Es ist wie Urlaub! Zehn Monate kostenfreier Dauerurlaub am Meer!

1941 – Noch ein Dauerurlaub am Meer und ein böses Ende

Im Mai 1941 geht Vater's Normandie- Einsatz nach fast einem Jahr zu Ende. Es ist nun klar, dass es keine Invasion in England geben wird. Die Fotos zeigen ihn in Krakau, im Juni erneut in Wiesbaden, im Juli in Lemberg und im September am moldawischen Dnjestr und in Cherson am Dnjepr. Es wird nicht schlechter! Der neue Einsatzort für mehr als ein Jahr ist Kitaj bei Kertsch am Krimkanal! Nicht nur Meeresstrand, sondern nun zusätzlich auch mediterranes Klima, mit Kuraufenthalt in Alushta! Wir sehen Zelte und die nackten Oberkörper der Kameraden. Und es gibt viel Kultur! Der Krieg ist auch in Kitaj weit weg. Der Schuldirektor aus Mariahilf Richard Petricek ist begeistert, im Vater einen interessierten Zuhörer zu finden, dem er die Kulturschätze in Sewastopol, Simferopol und Jalta zeigen und erklären kann. Vaters Kriegsfotos scheinen die Bilder einer Kulturrundreise zu sein! Zwischendurch sind natürlich auch Bilder von kaputtem Kriegsgerät und zerstörten Häusern zu sehen. Offenbar können sich die Wehrmachts-Soldaten relativ frei auf der Krim bewegen und sogar dann und wann Militärfahrzeuge zu ihren kulturellen Besichtigungen des besetzten Landes benutzen. Nach Sewastopol sind es ja volle 300 Kilometer von Kertsch! Kurz bevor es Ende 1942 im Osten, in Stalingrad, gefährlich wird, ist der Vater nach Ostböhmen zurück beordert, nach Deutsch- oder Havlickuv Brod. Von dort aus geht es nun auch zu Schikursen nach Obertauern! Einfach Glück gehabt! Vaters Talent, was Hunde betrifft, wird erkannt. Er ist Hundeführer und erhält den Schäfer „Rigo“, den er sogar zu den Heimaturlauben in Wien mitnehmen darf. Erst zu Ende des Kriegs wird es für den Vater Ernst: Er gerät nach Ungarn. Es gibt Splitter in der Brust. Als ein Scharfschütze einen Kameraden mitten im Singen von des Robert Stolz „Auf der Heide blüh'n die letzten Rosen“ erschießt, erleidet er ein Trauma, das zeitlebens Weinkrämpfe auslösen wird. Dann wird er von den Russen gefangen! Er kommt ihnen aus! Ein russischer Soldat tritt ihm gegenüber. Es gelingt ihm ein Kolbenstoß. Zeitlebens fragt sich Vater, wie es diesem Soldaten wohl geht und ob er ihn nicht vielleicht umgebracht hat. Er wird erneut gefangen! Erneut kommt er den Russen aus und schlägt sich bis nach Kärnten durch. Dort fangen ihn die Engländer. Doch der Krieg ist aus. Er kommt frei und heim nach Wien.

1949 – Erste Erinnerungen

Meine erste Erinnerung ist: Es schneit! Ich liege im weißen Kinderwagen. Er ist über den Füßen geschlossen, hinter dem Kopf ist ein Hochzug und ich kann durch die Öffnung zwischen Hochzug und Vorbau wie durch eine Windschutzscheibe ein Stück vom Himmel und den Häusern der Neulinggasse sehen. Ich bin nicht einmal ein Jahr alt.

Darum ja auch der geschlossene Kinderwagen und nicht der „Sportwagen“. Aber ich kann mich definitiv erinnern! Sicherlich erinnere ich mich dabei an die jeweils letzte Erinnerung und nicht an das Ereignis selbst. Doch es ist das Ereignis selbst, der erste Schneefall meines Lebens, der die Erinnerungen ausgelöst hat! Die nächsten Erinnerungen sind jene an die für mich riesige Kegelkugel und an eine Schlange im Sommer 1949 bei Libadi in der Hinterbrühl. Da war ich knapp eineinhalb. Ich soll wegen der Schlange „Tanga, Tanga!“ gerufen haben, weil ich ein „Sche“ noch nicht sprechen konnte. Das Innere des modernen blauen und nicht städtisch-roten Autobusses, der uns auf der Triesterstraße, - damals noch eine Baumallee, - in die Hinterbrühl bringt, macht mir Angst. Ich versteh damals selbst nicht, warum, aber ich fürchte mich und kann das Weinen trotz Bemühens nicht zurückhalten. Die nächste Erinnerung stammt vom Sommer darauf von der Burg Liechtenstein. Ich versuche dort, einen Ball hoch zu werfen und rufe dabei: „Sprungball hoch in die Luft!“ Dann bin ich enttäuscht, dass das die fünf Jahre ältere Hedy Schöpf und die Tante Anni viel besser können.

1952 – Hören und Verstehen

Zwischen Hören und Verstehen gibt es Differenzen, besonders für Kinder, die nicht einmal noch ihre Erst- oder Muttersprache einigermaßen vollständig gelernt haben. Im Folgenden drei Beispiele dazu:

Etwa vier Jahre alt muss ich gewesen sein, als ich den Ausdruck „Gott der Schöpfer“ zum ersten Mal bewusst höre. Was mit „Gott“ gemeint ist, ist mir damals schon bekannt. Einen „Schöpfer“ kenne ich auch. Natürlich! So wird ja der Schöpflöffel genannt, mit dem täglich die Suppe aus dem Topf auf die Teller geschöpft wird. Wieso heißt es aber „Gott der Schöpfer“? Vielleicht, ja, vielleicht wegen der Vorstellung, Gott könnte optisch wie ein Schöpflöffel aussehen? Auf einen Comic-Titelblatt sehe ich Weltraumwesen gezeichnet, die nur aus Gehirn und Wirbelsäule bestehen. Die sehen tatsächlich so ähnlich aus, wie Schöpflöffel. Das Gehirn wie die Löffelschale und die Wirbelsäule wie der Löffelstiel. Und Gott wird ja ohnehin als Weltraumwesen verstanden. Also ist es gar nicht unlogisch, sich Gott wie einen Schöpflöffel vorzustellen. Viel logischer jedenfalls, als wie einen alten Mann mit einem weißen Bart, - so, wie ich es ja auch schon gesehen hatte. Der Ausdruck „Schöpfer“ in der Bedeutung von „Urheber“ oder „Erschaffer“ kommt mir erst später zum ersten Mal unter. Ein „Aha“-Erlebnis! Doch die Vorstellung eines riesigen Gehirns mit einem Rückenmark-Strang hinten dran werde ich bis heute nicht los, wenn ich das Wort „Gott“ höre oder lese.

Etwa zur selben Zeit höre ich zum ersten Mal bewusst im Radio das Schubert-Lied „Am Brunnen vor dem Tore“. Ich zweifle nicht daran, den Text korrekt zu verstehen, auch wenn er gesungen wird. Doch ich verstehe die Worte „seine Zweige rauschten“ als das phonetisch Gleiche und wegen des Taktes Naheliegendere: „seine zwei Gerauschten“. Für mich ist es klar! Da sind zwei Betrunkene unter dem Lindenbaum! Wie offenbar häufig, weil es sind ja „seine“. Zwei, die die Ich-Person des Liedes offenbar gut kennt. Und es ist so, als riefen sie: „Komm her zu mir Geselle!“. Eine heimelige Szene des einander Zutrinkens in freier Natur! Heimelig trotz der kindlichen Scheu vor der Unberechenbarkeit betrunkenen Erwachsener! Ein josefinisch-euphemistischer Verständnis-Fehler, der den Bruch zum „die „kalten Winde bliesen mir grad ins Angesicht“ noch heftiger macht, als hätten bloß die Zweige gerauscht! Auch dieser unbewusste Ersteindruck wirkt bis heute nach!

Als ich etwa vier Jahre alt bin, ist das Essen Nachkriegszeit- bedingt ein Einfaches. Der Kukuruz ist mir aber schon bekannt. Auch den Ausdruck „Mais“ kenne ich, ohne zu wissen, was damit gemeint ist. Zu Hause und in meiner Bekanntschaft sagt niemand „Mais“ zum Kukuruz. Das Wort „Mais“ kommt für mich in den späteren Jahren hauptsächlich in der Schule vor. Im Geographie-Unterricht. Da müssen wir ja für die Prüfungen auswendig lernen, was in den Ländern der Welt alles wächst. Also: „Weizen, Mais, Wein“, etc.. Ja, ich kann das auswendig aufsagen! „Mais“ ist allerdings für mich ein genauso unbekanntes Pflanzenprodukt, wie etwa „Kopra“, bei dem ich selbst heute noch jedes Mal googeln muss, welcher Teil der Kokosnuss es genau ist. Und ich bin längst schon Student, als es mir wie Schuppen von den Augen fällt: Mais und Kukuruz sind ja ein und dasselbe! „Kukuruz“ ist bloß das Wiener Wort für den Begriff „Mais“.

1952 - Tagesablauf

Mein Vater steht um fünf Uhr früh auf, - zwei Stunden früher, als meine Mutter und ich, - um mit der Straßenbahn pünktlich um sieben Uhr bei der Arbeit in der Friedhofsgärtnerei der Stadt Wien zu sein. Die ist stets weit weg von daheim: Einige Jahre lang am Ottakringer Friedhof nach neun Kilometern mit der Linie „J“, sodann am Zentralfriedhof nach sieben Kilometern mit der Linie „71“. Soweit ich mich erinnere, ist täglich um drei Uhr oder halb Vier am Nachmittag Dienstschluss, - sechs Tage die Woche. Die 48- Stunden-Woche eben! Möglich, es ist Samstag um zwölf Dienstschluss und die restlichen Stunden werden an den anderen fünf Tagen eingebracht. 1958 oder 1959 kommt dann die 45 Stunden Woche bei der Stadt Wien und dann auch der freie Samstag. Um etwa fünf Uhr Nachmittag kommt Vater nach Hause. Es erwartet ihn bereits das von seiner Schwester, - der Tante Anni, - bereitete Abendessen.

Meine Mutter öffnet ihr elf-Quadratmeter-Damenmoden-Geschäft in der Wipplinger Straße 13 soweit mir Erinnerung um zehn Uhr. Zwischen Geschäft und Wohnung liegen drei Kilometer. Mutter selbst ist aber erst gegen zwölf Uhr Mittag im Geschäft, wenn wegen der Büro-Mittagspausen der Kundinnen-Ansturm größer wird, und Berta alleine nicht ausreicht. Nachdem Berta von ihrem Gatten Richard mit dem Auto abgeholt ist, sperrt Mutter um sechs Uhr Nachmittag das Geschäft. Sie macht bis etwa sieben Uhr Kassa und Buchhaltung und ist je nach Menge der Kassabelege nach einer Autobusfahrt zwischen Sieben und halb Acht zu Hause. Da geht sich kaum mehr als ein Gute-Nacht-Kuss aus, weil Vater gerade schlafen geht. In den sechziger Jahren wird dann ein abendlich ohne eigenen Aufwand unterhaltendes Fernsehgerät zusammen mit dem für späteres morgendliches Aufstehen Vaters sorgendem Volkswagen ein bisschen an abendlicher Gemeinsamkeit ins Eheleben bringen.

Tante Anni, die bis zum Jahr 1958 in der Löwengasse in einer Zimmer-Küche Wohnung bloß mit Gangfenster wohnt, bringt wenige Minuten nach sieben Uhr früh frisches Gebäck zum Frühstück, bleibt bis zu Vaters Abendessen und macht den Haushalt. Wie im Kinderreim der Mrs Grundy: Sie wäscht am Montag, bügelt am Dienstag, stopft am Mittwoch, bäckt am Donnerstag, putzt am Freitag. Tante Anni bringt mich um acht Uhr früh die tausend Meter in den Kindergarten, später die 500 Meter in die Schule, und holt mich ab, solange, bis ich alleine gehen darf. Natürlich muss ich als kleines Kind immer mit der Tante Anni mitgehen: Wäsche aufhängen auf dem Dachboden oder im Hof, Wäsche abnehmen, im Keller Erdäpfel oder Koks holen, Einkaufen. Sie hat ja die Verantwortung und würde mich nie aus den Augen lassen.

Während meiner gesamten Kindergarten- und Schulzeit gilt ja in diesen Einrichtungen die Sechs-Tage-Woche! Der Fünf-Tage-Woche begegne ich erst auf der Hochschule. Ich bin auf diese Weise die ersten zehn oder gar vierzehn Jahre meines Lebens einen strikt einzuhaltenden Zeitablauf gewohnt und lerne den Wert einzelner Minuten ganz selbstverständlich kennen, einfach als Gegebenheit, zu der es keine Alternative gibt. Wenn mein Unbewusstes mich heute, im Ruhestand, - obwohl mein Bewusstes so etwas eigentlich ablehnt, - zu einem strikt getakteten Tagesablauf zwischen dreiviertel sechs Uhr morgens und dreiviertel elf Uhr abends drängt, dann weiß ich nach den hier dargelegten Erinnerungen, warum es das tut!

1953 – Das Wohnhaus

In „Krummgasse 3“ im dritten Bezirk „Landstraße“ wachse ich auf, in einem vierstöckigen Miet-Eckhaus aus der Zeit um 1900. Zuerst in der von der früheren Hausherrenwohnung in der „Beletage“ erster Stock abgeteilten Zimmer-Küche-Kabinett- Wohnung Tür 6 mit wohl fast 50 Quadratmetern. Die Küche ist zugleich das Vorzimmer. Ab dem Jahr 1953 dann einen Stock höher in der 78 Quadratmeter großen Eck- Zweizimmerwohnung Tür 10. Im ersten Stock hatten wir das WC und eine Kaltwasser- Bassena in der Wohnung gehabt. Baden im Waschtrog einmal pro Woche. Im zweiten Stock lässt die Mutter vor dem Umzug das dort vorhandene Klo in das dortige Vorzimmer hinein vergrößern. So entsteht ein Badezimmer mit Stufenwanne und Durchlauferhitzer. Es gibt jetzt auch in der Küche warmes Wasser und einen Kanalanschluss. Die früheren Einzelöfen ersetzt nun ein Meller- „Kamin“, der so konstruiert ist, dass er alle beiden Zimmer beheizt. Die Eltern sind stolz auf die 3,25 Meter hohen 25-Quadratmeter-Räume und auf die fünf ein mal zwei Meter großen Doppelfenster, die viel größer sind, als jene in einem Gemeindebau. Außer den Eckwohnungen haben die Wohnungen des Hauses alle Gemeinschafts-WC's und die Wasser-„Bassena“ am Gang, von der die Bewohnenden mit den üblichen weißen Blechkannen ihr Wasser holen.

Im Haus gibt es eine Hausgemeinschaft. Die zwanzig Parteien kennen einander und ihre Kinder spielen miteinander und gehen frei von Wohnung zu Wohnung. Im Souterrain und im Hochparterre gibt es eine Druckerei. Die Parteienkeller für Erdäpfel und Koks liegen daher unter dem Hopfplaster. Im ersten Stock im größeren Teil der früheren Hausherren-Wohnung wohnt der katholische Pfarrer Professor Dr. Junger, der zusammen mit seiner Haushälterin Hochfilzer eine Tochter hat, und diese wiederum eine Tochter, etwas jünger als ich. Außerdem im ersten Stock Frau Emminger mit heranwachsender behinderter dicklicher Tochter, von der es heißt, sie sei vergewaltigt worden. Nach uns ziehen die Wohlfart's in die Wohnung Nummer 6 ein, mit ihrem Sohn, etwas älter als ich. Zur letzten der Wohnungen im ersten Stock warte ich auf eine Erinnerung. Hat sie nicht auch damals schon zur Druckerei gehört? Im zweiten Stock dann neben uns die Wachtler's mit Sohn Georg, gleichaltriger Spielgefährte. Sie haben das Wirtshaus am „Gassteg“ praterseitig am Donaukanal, das beim Bau der Tangente an den Rennweg umgesiedelt wird. Irene Eckart in der anderen Nachbarwohnung hat zwei erwachsene Söhne, die fallweise da sind. Dann Familie Klein mit ihrer Friedl, zwei Jahre älteres hübsches zurückhaltendes Mädel und mit der noch älteren Elfi. Wer die fünfte Wohnung damals bewohnt, ist mir entfallen. Im dritten Stock über uns die Familie Moucka, die alle „Motzker“ nennen. Mit dem etwas jüngeren Sohn Franzi habe ich relativ wenig Kontakt. Er erbt jedoch viele Hefte meiner Micky-Maus Sammlung. Die

Moucka's haben, - nobel, nobel, - einen Eiskasten und zwei Mal pro Woche kommen mit dem Pferdewagen die „Eismänner“, liefern mit ihren Pickeln die Eisblöcke für die „Eislade“ und machen dabei das ganze Stiegenhaus nass. Gegenüber die Schöpf's mit fünf Jahre älterer hübscher Tochter Hedy, die mich ins Herz geschlossen hat und die fast täglich mit mir spielt. Frau Schöpf verfertigt in Heimarbeit Puppenaugen. Daher habe ich stets bunte Glaskugeln, - meine liebsten Spielsachen. Da gibt es auch zwei herangewachsene Töchter. An die Inge erinnere ich mich. Wie aber hieß die weitere Tochter mit dem geflochtenen braunen Haarkranz? Weiters gibt es den alleistehenden zurückgezogenen Herrn Brosch und noch eine mir nicht mehr erinnerliche Partei. Oben im vierten Stock dann die Steffek's, die entfernt mit den Wasner's verwandten Anna und Lucki mit sechs Jahre älterem Sohn Gerhard, damals Zögling der Schulbrüder in Strebersdorf und später TV-bekannter Sandler geworden. Sie haben ein kleines Grabeland am Krieauer Golfplatz und erhalten bei dessen Auffassung von der Stadt ein Grundstück am Laaer Berg, wo „Onkel Lucki“ in jahrelanger Arbeit ein Eigenheim baut. Zu den restlichen vier Wohnungen im vierten Stock habe ich keine Erinnerung mehr. Da die „Hausfrau“ im ebenfalls ihr gehörenden Nachbarhaus wohnt, ist keine Mauer zwischen den Höfen. Wir Kinder haben dort Platz zum Spielen. Es kommen auch Hausierer in diesen Hof und singen: „Leut' kauft's a Büsch'l Lavend'l! Drei Groschen a Büsch'l Lavend'l! Lavend'l hab'm'ma da- ha!“ Mit einem stark betonten synkopischen Auslaut! So ähnlich, wie ich es viele Jahre später in George Gershwin's „Porgy and Bess“ gehört habe: „Strawbe-e-e-e-e-ri-i-ies“, oder in der tschechischen Hymne: „zemje czeska, domov muj- ij“. Somit original-slavischer Jazz!

1954 – Des kleinen Manfred's Farbenlehre

Als Kind im Kindergarten-Alter, bis zur ersten Volksschulklasse, ist meine Lieblingsspeise eine, die „Tante Anni“ und „Mutti“ „Spinat, Kartoffeln und Wursti“ nennen. Grob faschierter Spinat, gekochte Erdäpfel und eine halbe eingeschnittene gebratene Augsburger Wurst. Das ist in der Nachkriegszeit der Hit! Es schmeckt mir auch besser, als Sonntagsspeisen wie Wiener Schnitzel vom Schwein, gebackener „Seefisch“ genannter Kabeljau, gefüllte Kalbsbrust oder Fleischlaberl. Das Wochentags-Essen ist damals etwa Bröselnudeln, Krautfleckerl, Erdäpfelschmarrn, Topfen-Nudeln mit Selchspeck, Kohl oder Kochsalat mit Spiegelei und am Freitag ein Grießkoch. Tischler Aschauer nennt mich „Krebsenspeck“, weil ich so dünn bin.

In der ersten Volksschulklasse gefragt nach meinen Lieblingsfarben, sage ich und zeichne es auch mit den Buntstiften: Grün, Gelb und Rot. Für mich ist das damals ein untrennbarer Zusammenhang: Der Dreiklang der Farben von „Spinat, Kartoffeln und Wursti“. Soweit ich mich erinnere, habe ich ab der zweiten Volksschulklasse genug davon. Der Farben-Dreiklang Grün – Gelb – Rot sagt mir im weiteren Leben dann auch zu meiner Verwunderung nichts mehr!

1954 – Die schönsten Mädchen und Andere

Ich bekomme von den Eltern ein Buch geschenkt, - soviel ich mich erinnere, entweder zu Weihnachten 1954 oder zum siebenten Geburtstag im März 1955, - in der Zeit, in der ich die erste Klasse Volksschule besuche. Vorn auf dem Buch ist eine Zeichnung: Ein Mädchen, etwa so alt wie ich, liegt im Nachthemd auf einem Bett mit vielen Steppdecken und schaut die Betrachtenden an. Der Buchtitel ist Lateinschrift geschrieben, in jener Schrift, die ich in der Schule gerade lerne. Das sollte ich ja schon

lesen können. Ich versuche es und bemühe mich, die erkannten Buchstaben zu Worten zusammen zu ziehen. Das Ergebnis: Da steht „*Die schönsten Mädchen und Andere*“! Ich bin befremdet! Woher wissen denn meine Eltern, dass ich mich für Mädchen interessiere und überdies dafür, wie hübsch sie sind? Natürlich interessiere ich mich für Mädchen! Natürlich interessiert mich daher auch ein Buch über die schönsten Mädchen und über die anderen Mädchen. Aber das brauchen meine Eltern nicht wissen! Das ist eine Sache allein unter uns Kindern! Da sollen sich Erwachsene nicht hineindrängen! Sie brauchen nicht zu wissen, was ich für das schlanke Hannerl aus Anneliese Umlauf-Lamatsch's Pilzstadt-Buch empfinde, das kletternd in der nassen Unterwäsche gezeichnet ist, - nach der mutigen Rettung des kleinen Pilzknaben aus dem Wasserfall. Oder was ich für die mit weißen Hemdchen ohne Unterhöschen gezeichneten „Wassertröpfchen“ in einem anderen Kinderbuch empfinde.

Zum Glück sind die Eltern abgelenkt von den anderen Geschenken und von meinen Reaktionen auf diese anderen Geschenke. Daher merken sie nichts von meiner Verlegenheit. Ich öffne später das Buch mit der verlockenden Zeichnung. Da sind aber gar keine schönen Mädchen drin abgebildet! Warum? Irgendwie komme ich dann doch drauf, aus welchem Grund: Der Buchtitel lautet nämlich nicht, wie gedacht, „*Die schönsten Mädchen und Andere*“, sondern er lautet in Wirklichkeit „*Die schönsten Märchen von Andersen*“! Da wird mir klar: Die Zeichnung stellt die „Prinzessin auf der Erbse“ dar! Das ist die Erklärung! Darum auch die vielen Steppdecken! Ich bin einerseits enttäuscht, weil statt den aufregenden hübschen Mädchen nur ohnehin schon bekannte Märchen im Buch sind, - andererseits bin ich aber erleichtert, dass meine Eltern von meiner Vorliebe für hübsche Mädchen offenbar doch nichts ahnen.

Und sie merken auch nichts davon, dass ich damals ausgehungert bin, was Mädchen betrifft. Es gibt ja in dieser Zeit noch die Trennung der Schulen nach Geschlechtern, - aller Schulen zwischen dem Kindergarten einerseits und der Universität andererseits! Im Gebäudeteil mit Eingang an der Strohgasse ist die Volksschule für Buben, - in die auch schon mein Vater gegangen ist. Im Gebäudeteil mit Eingang ums Eck in der Reisnerstraße ist die Volksschule für Mädchen, - in die auch schon meine Mutter gegangen ist. Die Verbindungstüren in der hölzernen Trennung der beiden Teile des Gebäudes sind in allen Stockwerken stets versperrt. Schulfreundschaften über die Geschlechter-Grenzen hinweg gibt es daher alle vier Jahre Volksschule hindurch keine! Leider sind zu dieser Zeit auch im Wohnhaus die annähernd Gleichaltrigen alles Buben. Freundin Hedy ist ja schon Zwölf, - eine andere Generation!

1954 – Die Sommerfrische und ihr Ende

Dobrochau in Mähren, wo mein Großvater mütterlicherseits herkommt und Eizersthal im Weinviertel, wo mein Großvater väterlicherseits herkommt, haben Vieles gemeinsam: Beide sind kleine ländliche Orte in hügeliger, offener Landschaft, jeweils beidseits eines breiten Angers angeordnet in dessen Mitte eine kapellenartige Kirche steht. Auch die Großmütter stammen aus ländlichen Orten, hier Tochowitz in Böhmen, da zwar Wien, mit jedoch zugezogenen Eltern aus Kovcin in Böhmen und aus Hainfeld am Ende des Triestingtals. Meine Mutter erinnert sich an den Schrebergarten ihres Vaters im Schweizergarten zwischen den Kriegen, nicht einmal einen Kilometer von der Zimmer – Küche – Kabinett – Wohnung in der Klimschgasse entfernt. Daher fragen sich auch noch meine Eltern, obwohl beide bereits in Wien geboren, mit Anton Wildgans, ob „so ein Stadtkind keine Heimat hat“. Gerade in der Nachkriegszeit, umgeben von den

Bombenruinen der zerstörten Stadt, muss daher eine Sommerfrische her! Auch wenn es gar kein Geld dafür gibt. Also sind wir im Sommer 1949, als ich ein Jahr alt bin, mit dem Autobus bei Libadi, einem Wirt in der Hinterbrühl nicht weit vom Stadtrand. 1950 fahren wir mit der Wiener Straßenbahn 360, die damals dort eine Station hat, zu einem Privatzimmer bei Familie Leschanz, mit Obstgarten am Maria Enzersdorfer Gaswerk. Die meiste Zeit bin ich mit meiner Tante Anni dort. Die Eltern müssen wohl arbeiten. Die Sommer 1951 und 1952 bringt der Tischlermeister Aschauer, der die frühere Trafik in Mutters Damenmodengeschäft ummöbliert hatte, die Familie mit seinem Lastwagen in die Sommerfrische nach Untersievering. Wir ersparen uns die Straßenbahn-Fahrscheine! Nahe der unverkennbar riechenden Bensdorf-Schokoladefabrik haben wir dort ein Privatzimmer im Erdgeschoß eines Eigenheims mit Hühnern hinter dem Haus. Der Stadtrand nahe dem Wienerwald ist der Luxus der Nachkriegszeit! Wir meinen, wir sind dort auf dem Land! Beengt fühlt sich niemand, weil ja auch zu Hause alle in einem Zimmer schlafen. 1953 bringt es beginnender bescheidener Wohlstand mit sich, dass wir uns Roseggers steirische Waldheimat leisten können und Sommertage in einem Zimmer im Ort Waldbach verbringen. 1954, gerade vor dem Eintritt in die Schule, folgt ein Zimmer in einem der Mönichkirchner Waldhäusel, auf der steirischen Seite des Ortes. Merke: Die russische Besatzungszone wird ziemlich konsequent gemieden. 1955, zehn Jahre nach dem Krieg, hat es die Familie offensichtlich wirtschaftlich geschafft, genauso wie die Republik politisch! Bereits zu Ostern darf ich mit meiner Tante Anni Priggwitz bei Gloggnitz kennenlernen, wo wir weitere elf Urlaube verbringen werden. In der Pension Kürner sammeln sich in dieser Zeit Familien mit Kindern. Spielkameradinnen und -Kameraden für mich! Und es gibt die ersten Vorzeichen des kommenden Wirtschaftswunders! Im Juli dieses Jahres bin ich nämlich mit der Tante Anni in St. Corona am Wechsel, im August mit den Eltern in Bad Ischl und Ende des Monats noch vier weitere Tage in Priggwitz. Aus der Sommerfrische ist der Tourismus geworden! Auch das Wort „Sommerfrische“ wird nicht mehr gebraucht und kommt zusehends ab. Fünf Jahre später, 1960, bin ich sogar zum ersten Mal im Ausland, in Lignano, erneut mit Tante Anni. Die Eltern wollen, dass ich beim Eintritt ins Gymnasium erzählen kann, bereits einmal in Italien gewesen zu sein und im Meer gebadet zu haben. In einem Flugzeug geflogen bin ich das erste Mal erst 1971, mit 23 Jahren.

1955 – Schlagbaum am Semmering

Ja, meine Tante Anni nimmt mich kleinen Buben auf einen Ausflug auf den Semmering mit! Jedenfalls in der Zeit um den Staatsvertrag, der am 15. Mai 1955 unterzeichnet wird. An diesem Tag hörten wir die für ein Kind furchtbar langweiligen und endlos scheinenden fremdsprachigen Reden im Radio bei den Celio's in der Sieveringer Straße. Spielsachen für mich gibt es dort nicht. Wir müssen ohne Simultanübersetzung Pinay, Macmillan, Dulles und Molotow hören. Leopold Figl bringt die Erlösung. Er spricht deutsch! Zum ersten Mal also am Semmering! Von einem Urlaubsort. Ist es Priggwitz? Ist es St. Corona? Ist es Anfang 1955? Oder doch noch 1954? Jedenfalls ist es kühl, verhangen und düster. Erst mit dem Bus nach Gloggnitz und dann mit dem Zug die Semmeringstrecke entlang! Natürlich höre ich des Peter Roseggers Geschichte, wie fremd und furchterregend diese Bahn für die Bauern gewesen sein soll. Tante Anni geht mit mir vom Bahnhof zuerst die vielen Stiegen hinauf zum Hotel Panhans und dann von dort hinunter zur Passhöhe. Soweit ich mich erinnere, gibt es dort zwei Schlagbäume. Auf unserer niederösterreichischen Seite jenen mit den russischen Soldaten. Haben sie

nicht Pelzkappen auf? In einiger Entfernung auf der steirischen Seite die Briten. Wir haben Scheu, gehen nicht zu nahe heran und reden auch nicht mit ihnen. Straßenverkehr über die Grenze hinweg gibt es gar keinen, als wir dort sind. Der Anblick der Grenze mit den Schlagbäumen auf der Passhöhe und den Soldaten beeindruckt mich tief. Ich versuche, mir die italienische Grenze vorzustellen. In Italien sei es wärmer, als bei uns, das sagen alle. Also stelle ich mir vor, dass hinter dem Schlagbaum die Palmen stehen, die Sonne strahlt und es mit einem Schlag so warm wird, als würden wir ein Hallenbad betreten. So wirklich glaubhaft scheint mir damals so etwas aber doch nicht. Aber wieso gibt es dann Grenzen, wenn dem gar nicht so ist? Bei meinem nächsten Besuch am Semmering gibt es die Schlagbäume dann nicht mehr.

1956 – „Es wird kundgemacht“

Es wird wohl für mich das erste Mal im Frühjahr 1956 gewesen sein und nicht früher, da ich mich sonst an russische Soldaten erinnern würde. Infolge der Kitsee´er zweiten Frau des Großvaters mütterlicherseits, der bereits verstorben gewesenen Maria Barta, geborene Holicek, sind wir Teil einer burgenländischen Großfamilie, nun hauptsächlich ansässig in Gattendorf. Da Vater ja Friedhofsgärtner ist, kommt es ihm zu, jährlich an einem Frühlingssonntag das Familiengrab auf dem Friedhof in Gattendorf zu pflegen und zu bepflanzen. Wir fahren also samt dem Gärtnerwerkzeug mit dem Zug nach Gattendorf. Einmal müssen wir die Heide von Parndorf aus zu Fuß queren, weil ein Zug ausgefallen war. Neun Kilometer! Ab dem Jahr 1958 fahren wir mit dem VW-„Käfer“. Eindrucksvoll: Zu Mittag nach dem Segen im Hochamt trommelt der Gemeindediener auf einer umgehängten Trommel mitten auf dem angerartigen Platz vor der Kirche. Er schreit: „Es wird kundgemacht!“ Sodann trägt er mit lauter Stimme die Verlautbarungen der Gemeinde vor. Zum Schluss wieder Trommeln. Offenbar gibt es hinreichend viele Analphabetische im Ort, die diese urtümliche Art der Verlautbarung notwendig machen. Unsere hauptsächliche Kontaktperson zur Holicek-Familie ist Mutters gleichaltrige Freundin Maria Brandl, die „Brandl-Mizzi“. Sie bewohnt alleine einen ebenerdigen Streckhof mit dem Hintergarten direkt am Fluss Leitha. Uns zu Ehren wird stets ein Huhn geköpft, - für ein Stadtkind ein ganz neuer Eindruck! Den Nachmittag verbringen wir in einem größeren Hof im Ortszentrum. Da gibt es den Kettenhund, das stoppelbärtige Familienoberhaupt und die schwarz gekleidete Mama. Dann die nächste Generation, Paare wie meine Eltern, - und die übernächste, ein paar Kinder wie ich. Die jungen Frauen müssen auf Anordnung der schwarzen Mama die ganze Arbeit machen. Da gibt es durchaus auch Tränen, aber keinen wirklichen Widerspruch. Es wird erzählt. Alljährlich dieselben schrecklichen Geschichten: Vom Verwandten, der in einer Druckerei gearbeitet hatte und mit dem Arbeitsmantel in die Druckerwalze gekommen war. Tot! Vom Verwandten mit dem Motorradsturz. Vom Autobus, der in den Graben gefahren ist. Aus diesen Erzählungen entsteht bei mir ein eher eigentümliches Bild des Burgenlands und seiner Menschen. Vom Krieg, der ja erst zehn Jahre vorbei ist, wird nicht oder kaum gesprochen. Die jungen Paare wohnen nicht mehr in den alten Streckhöfen. Sie sind stolz auf ihre neuen, zu Teil selbst gebauten Eigenheime in den neu aufgeschlossenen Siedlungen an den Ortsrändern. Nach 1960 hören die jährlichen Besuche in Gattendorf auf und wir sind immer weniger Teil einer burgenländischen Großfamilie, nach dem Ableben der „Brandl-Mizzi“ gar nicht mehr.

1958 – Musik und ich

Tante Anni, eine der beiden Schwestern meines Vaters, macht meinen Eltern über deren Pensionierung hinaus ganztags den Haushalt. Montag Waschen, Dienstag Bügeln, Mittwoch Stopfen, Donnerstag Backen, Freitag „Gründlichmachen“, - genau wie im Kinderreim die „Mrs Grundy“! Angestellt ist sie in Mutters winzigem Damenmodenladen, wo sie auch tatsächlich in Urlaubs- und Krankheitszeiten aushilft. Tante Anni hört bei der Hausarbeit Radio und ich höre des Nachmittags natürlich mit. Wunschkonzert! Vico Torriani! Freddy Quinn! Nicht das Meine! Mir gefällt allerdings die warme Stimme der Maria Andergast. Auch der Hermann Leopoldi mit seinen lustigen Texten. Jazz, Rock n´ Roll und klassische Musik hört Tante Anni nicht.

Was gibt es aber zu Hause an eigener Musik? Niemand hat ein Instrument gelernt. Die Zither des Barta-Großvaters hab ich geerbt, - mit ihren wenigen verbliebenen Saiten. Gesungen wird aber manchmal schon. Weihnachtslieder alljährlich im Chor: „Stille Nacht“, „Oh du Fröhliche“, „Ihr Kinderlein kommet“. In der Sommerfrische werden Wanderlieder gesungen, hauptsächlich „das Wandern ist des Müllers Lust“, - nicht die Schubert-Melodie. Mein Vater war zwischen den Kriegen Claqueur, bezahlter Einklatscher für Operetten. Er schwärmt von Maria Cebotari, Jan Kiepura, Richard Tauber und Joseph Schmidt. Manchmal singt er uns aus Operetten vor. Meine Mutter singt auf Tschechisch auswendig gelernte Lieder aus ihrer Kindheit. Zum Beispiel phonetisch wiedergegeben: „Slana linga dosely, doselitschka ...“. Sie kann den Text aber selbst kaum mehr verstehen. Mutter hört besonders gern Mozart's „Kleine Nachtmusik“. Kinderlieder, wie „Hänschen Klein“, werden mir als Kleinkind zu Hause vorgesungen. Bei der Stelle in „Guten Abend, gute Nacht“ „Morgen früh, wenn Gott will...“ fürchte ich mich davor, was wäre, wenn er einmal nicht will.

An Lieder im Kindergarten habe ich keine Erinnerung. In der Volksschule ist das Singen eher gezwungen. Zum Schrecken der Klassenlehrerin verlangt der Direktor, uns im Chor die „Reblaus“ singen zu lassen, - wo wir doch bisher nur vom „Teufelchen im Alkohol“ gelernt hatten. Der Religionsunterricht legt die sonntägliche Kindermesse nahe. Schrecklich, diese langweiligen Kirchenlieder! Wann sind die endlich zu Ende?

Die Eltern nehmen mich zwar früh ins Theater mit, - sie haben ein Abonnement für Burg- und Akademietheater, - und sie schickten mich ins „Theater der Jugend“, doch „Konzert“ und „Musiktheater“ ist nie dabei. Mit etwa Fünf nehmen sie mich zum „Amerikaner in Paris“- Film ins Gartenbaukino mit. Die langen Musik- und Tanznummern erlebe ich als furchtbar langweilig! George Gershwins Musik sagt mir damals noch gar nichts. Doch selbst heute gefällt mir Gene Kelly's damalige Version von „I Got Rhythm“ nicht. Als ich die Nummer dreizehn Jahre später im „Amerikahaus“ am Friedrich Schmidt-Platz höre, mit George Gershwin selbst am Klavier, wird das ein „Aha-Erlebnis“. Ganz etwas Neues! Da bin ich fasziniert! Gershwin-Musik begleitet mich seither.

Mit Zehn, 1958, sehe ich Peter Kraus und Cornelia Froebes im Kino. „Sugar Baby“ und „Ich möchte mit dir träumen“. Gerhard Stefek vom vierten Stock schenkt mir die Single „King Creole“ mit Elvis Presley. Eigentlich sind das die ersten wirklichen Kontakte mit einer Musik, die mir gefällt, - ganz im Gegensatz zu jener im Musikunterricht in der Schule, von der ich nur „Auld Lang Syne“ aus dem Schulbuch „Lieder fürs Leben“ mag. 1963, mit Fünfzehn, sehe ich Roman Polansky's Film „Das Messer im Wasser“ und Komeda's jazziger Soundtrack ist seit dem ersten Hören in meiner Erinnerung fixiert. Nun mache ich, nur für mich selbst, auch Lieder, die ich mich allerdings bis heute noch

niemandem vorsingen traue. Mit dem wachsenden Interesse an Film und Theater beginne ich auch, Musiktheater zu besuchen. Stehplatz in der Staatsoper! In der Schauspielschul-Zeit sehe womöglich alles an Musical und Oper in Wien. Mit dem Verlassen der Schauspielschule Ende 1972 kommt das allerdings abrupt zu einem Ende. Bis heute, - es sei denn im Fernsehen oder bei beruflichen Konzert- und Theater-Einladungen, - meist von Banken! Damals denke ich, ohnehin bereits alles Interessante gehört und gesehen zu haben und mich der Mühe eines Konzert-, Theater- oder Kinobesuchs ein Leben lang nicht mehr unterziehen zu müssen, - und der Gefahr, gelangweilt zu werden. Dafür beginne ich 1973, mir mit „Peter Bursch's Gitarrenschule“ selber das Begleiten beizubringen und die Lieder daraus dazu zu singen, - sowie sonstige von Bob Dylan, Janis Joplin, Rolling Stones, Beatles, Degenhart und Anderen, von denen ich fremdsprachige auch gleich ins Deutsche übersetze, um sie besser zu verstehen. Ich freue mich heute, täglich vor dem Einschlafen zur Gitarre zu singen, - höre aber mein Leben lang nie alleine Musikkonserven oder Musik im Radio, - nicht einmal beim Autofahren, wo ich Sender suche, wo gesprochen wird und nicht musiziert.

1960 – Nicht wichtigmachen!

Erinnerungen zu meiner gefühlsmäßigen Haltung zum „ich“: Fragen der drei Lehrer Seyer, Klassenvorstand und Deutschunterricht, Semrad, Pfarrer und Religionslehrer, und Pinsker, nach Seyer ebenfalls Klassenvorstand und Deutschunterricht, an die Klasse in der Unterstufe: „Wie heißt der Mount Everest auf Nepalesisch?“, „Wer ist Venedig's Schutzheiliger?“, „Wie hieß die Frau des Tutanchamun?“. Ich weiß das damals alles: „Tschomolungma“ hatte ich mir selbst so lang laut vorgelesen, bis ich das Wort auswendig konnte, ich glaube aus der „Micky Maus“. „Markus“ als Venedig's Schutzheiligen kenne ich aus dem „WIF“-Wochenschaukino beim Rochusmarkt. „Anchesenamun“ ist mir aus Karl Bruckner's Jugendbuch „der goldene Pharao“ ein Begriff. Doch ich melde mich nicht und sage nichts, - wenn sich auch von den Mitschülerinnen und Mitschülern niemand meldet, die oder der es weiß. Mir reicht es, dass es die drei Lehrer ohnehin wissen. Daher brauche ich ihnen nicht behilflich zu sein und muss mich nicht wichtigmachen.

Zehn Jahre später meint Hans Lechner auf der Technischen Hochschule, das besondere an mir sei, dass ich mir im Gegensatz zu allen anderen kein „Image“ aufbaue und daher ganz offenbar auch keines habe. Aber gerade das sei mein ganz besonderes Image! Nun ja, an ein „Ich“, das wir selbst in der Lage sind, zu erkennen, glaube ich bis heute nicht!

1962 – Ein Fahrrad für das Einzelkind!

Hans Ernst Pinsker ist unser Klassenvorstand 1960 bis 1962 in der Dritten und Vierten, bevor er Universitätsprofessor für Altenglisch wird. Ich besuche ihn später auf der Universität Wien. Er kann mit „Altenglisch“ das Auditorium Maximum füllen! Er fühlt sich gemäß seinen eigenen Worten als „Schebergärtner“ und seine Muttersprache im Rahmen der sechzehn Sprachen, die er kann, sei der Wiener Dialekt. Er steht in der Knickerbocker- Hose in der Pause am Gang der „Stubenbastei“ und raucht „Dreier“ ohne Filter. Immerhin wird er trotzdem 78 Jahre alt und stirbt 1987. Obwohl er selbst dünne, stets zerraupte weißblonde Haare hat, legt er Wert darauf, dass wir Schüler Kämme auf den Pulten liegen haben. Er ist es gewohnt, die Klasse mit folgenden Worten zu betreten: „Ös Saudeppen füreinander, seit's scho' wieder net 'kamp'lt!“. Ein

Vorhippie eben! Der Zeit weit voraus! Wenn ich zurück blicke, von welchen Personen ich das Gefühl habe, das Denken gelernt zu haben, fällt mir der Hans Ernst Pinsker vor allen anderen Mittelschul-Lehrerinnen und -Lehrern ein!

„Kaufen´s eam a Radl!“ sagt er anlässlich eines Sprechtags zu meiner Mutter, die deshalb ihre Angst um ihr Einzelkind überwindet und dies tatsächlich tut. Daher brauche ich mit vierzehn nicht mehr auf dem Kinder-Fahrradroller über die Gehsteige Wiens fahren, sondern habe ein richtiges „Jubi 25“, mit dem ich mit meinen Schulfreunden mithalten kann.

1963 – Klostersuppe

Mit fünfzehn Jahren machen meine Schulfreunde Kurt Strenitz und Robert Steiner sowie auch ich zum ersten Mal Ferialpraxis. Irgendjemand hat herausgefunden, dass „Rauscher Watte“ in der Schottenfeldgasse Ferialpraxis anbietet. Wir sind dort Hilfsarbeiter für gleichförmige Arbeiten der einfachsten Art, wie Etiketten aufkleben und Einsackeln. Täglich acht Stunden lang! Da wird ohne Nachdenken unmittelbar klar, warum Arbeit in der Bibel als die Strafe Gottes für die Erbsünde gilt! Über die Erwerbsarbeit und über meine Eignung dafür mache ich mir damals schon lange Gedanken. Im Schlafzimmer, in dem vom Bezug der Wohnung 1953 an bis zur Zeit dieser Erinnerung meine Eltern und ich gemeinsam schlafen, ist ein Fenstergitter montiert. Für mich! Ich sollte schon als kleines Kind bei warmem Wetter auf der Fensterbank des geöffneten Kastenfensters sitzen können und hinaus auf die Straße schauen können, ohne Gefahr, hinunter zu fallen. Inzwischen bin ich zwar schon größer als meine Eltern, aber die Fensterbank ist noch immer breit genug für mich. Gegenüber dem Fenster war früher eine weitläufige einstöckige Anlage aus dem Biedermeier gestanden, ein Teil davon auch an der Ungargasse. Das Gebäude an der Krummgasse sprang vor die Straßenflucht vor. Oben drauf hatte es ein hohes rotes Ziegeldach mit eindrucksvollen riesigen schiefbaren Kaminen, zum Teil mit schrägen Verziehungen. Ende der fünfziger Jahre wird die Anlage abgebrochen, - ebenso wie etwa auch das bekannte ähnlich gestaltete „Metzger-Haus“ am Rochusmarkt. Das ist zu dieser Zeit so üblich. Thema ist sozialer Aufstieg, nicht Denkmalschutz! Vom Fenster aus kann ich beim Abbruch die hölzernen Ziegelrutschen sehen und es gibt sie tatsächlich noch, die „Ziegelweiber“! Sie reinigen die Ziegel des altösterreichischen Formats mit Hämmern vom Mörtel, damit sie wieder verwendet werden können. Anstelle der Biedermeier-Häuser wird im typischen eckigen Sechziger-Jahre-Stil ein Wohnheim für katholische Priester errichtet. Seit 2022 ist es in das integrative „Magdas-Hotel“ mit Adresse Ungargasse 38 umgebaut. Vorgelagert in Richtung der Krummgasse ist im Jahr 1963 ein Straßenhof, damals genutzt als Parkplatz. Im Eck dieses Parkplatzes an der Feuermauer des Nachbarhauses wird täglich um die Mittagszeit Essen an Obdachlose und andere Bedürftige ausgegeben. Sozusagen Klostersuppe. Diskret hinter einer Hecke. Vom Fenster im zweiten Stock aus kann ich aber alles gut überblicken. Einige der Leute stehen bereits lange vor der Öffnungszeit der Ausgabestelle Schlange. Stets ruhig. Kaum ein lautes Wort ist zu hören. Sitzgelegenheiten gibt es nicht. Ganz im Gegensatz zur Trostlosigkeit der Szenerie ist für mich diese Einrichtung tröstlich. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass mir jemand jemals freiwillig Geld dafür zahlen könnte, dass ich etwas arbeite. Ich traue mir das nicht zu. Das Selbstbewusstsein, ich könne künftig etwas tun, das für irgendjemand von Wert ist, das habe ich noch nicht. Nun weiß ich aber, wo ich mich in meiner Not hinwenden kann, wenn mich meine Eltern

nicht mehr erhalten. Verhungern müsste ich jedenfalls nicht. Und einen Unterschlupf für die Nacht würde ich schon finden. Eine gesicherte Basis für das mir noch schwer vorstellbare Leben als Erwachsener ist somit vorhanden. Das beruhigt mich. Ich fürchte mich dadurch nicht mehr vor der kommenden Eigenständigkeit als Erwachsener. Meine Erwartungen an das künftige Leben können von nun ab nur besser werden!

1965 - „Wieder ein Nudist gewonnen!“

Nun besitzt der Vater meines später zum Rechtsanwalt gewordenen und früh verstorbenen Schulkollegen Wolfgang Taussig während meiner Mittelschulzeit das „Schäffer-Kino“, - damals spezialisiert auf „Nudistenfilme“, die Vorläufer der Softpornos. Damit er diese für das Publikum attraktiven Filme von den Verleihern bekommen kann, muss er auch Filme nehmen, die sonst kein Kinobetreiber will, weil sie kein Publikum finden: Cineasten-Streifen von Jean Luc Goddard und anderen „Nouvelle Vague“-Regisseuren, die als Filmkunst gelten, doch keine erkennbare Spielhandlung haben! Der die Ferienarbeit von „Rauscher Watte“ bereits gewohnte Mitschüler-Freundeskreis des Wolfgang, - Robert Steiner, Kurt Strenitz und ich, - wir sind ausersehen, während der Sommerferien in Urlaub befindliche Billeure zu ersetzen. Daher bin ich in den Jahren 1965 und 1966 jeweils einige Wochen lang Kinobilleure. Solche Billeure haben alle zwei Stunden je eine halbe Stunde lang viel zu tun. Den Kinosaal reinigen, die Karten abreißen und zu spät Kommende an ihre Plätze geleiten. Dann ist eineinhalb Stunden lang gar nichts zu tun. Die täglich ausgebrannten Glühbirnen sind ersetzt, die Stehkader des nächsten Films bei den Verleihern in der nahen Neubaugasse ausgewählt und in den Schaukästen ausgehängt, - gemäß den Regeln der Präsentation von Totalaufnahmen auf den Seiten und Großaufnahmen in der Mitte. Was also tun? Meine Antwort darauf: Weltliteratur-Rally! Alles das lesen, von dem zwar alle gehört haben, das jedoch kaum jemand tatsächlich gelesen hat: Dantes „Göttliche Komödie“, Cervantes „Don Quichotte“, fünf der sechs Bände von Platon's Gesamtwerk, Theaterstücke von Goethes „Faust“ über Schiller, Lope de Vega, Raimund, Nestroy, Hauptmann, Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes bis Plautus, Romane von Tolstoi's „Krieg und Frieden“ über Dostojewski, Graham Greene, Steinbeck, Kafka und so weiter. Meine literarische und kulturelle Bildung, die bis heute hin und wieder Erstaunen auslöst, stammt zum Teil vom Gegenstand „Literatur“ in der späteren Schauspielschule, hauptsächlich jedoch aus den vielen Stunden im winzigen Billeurekammerl, während im Kinosaal Eddy Constantine oder Fritz Lang unbedarft durch einen Goddard-Film taumeln oder die Nackten ihre Pseudo-Handlungen abspulen. Da gibt es zum Beispiel einen Film, dessen Handlung darin besteht, dass die Kerngruppe eines Nudisten-Vereins Mitglieder zu werben hat, weil der Verpächter ein Grundstück am Wasser in Südfrankreich nur dann verpachtet, wenn es gelänge, hundert Vereinsmitglieder zu gewinnen. Stehender Satz: „Wieder ein Nudist gewonnen!“ Dieser Satz kommt mir heute noch stets in den Sinn, wenn eines von vielen Dingen erledigt ist, die zum Erreichen eines Ziels notwendig sind.

1966 – „Der Ausbruch“

Meine Schulklasse im Realgymnasium „Stubenbastei“ hat im Freigegegenstand „Literaturpflege“ den damals bekannten Literaturkritiker Neumayer als Lehrer. Soweit ich mich erinnere, schreibt er damals viel in der „Presse“. Das Thema „Literatur“ interessiert mich sehr und ich schreibe auch vieles zu Hause. Auf den Bond-Film „Goldfinger“ von

1965 verfasse ich ein Travestie-Drehbuch, von dem meine damaligen Freunde und ich sogar ein Viertel im Schmalfilm-Format 8 Millimeter drehen, - in der Geisterbahn „Roter Adler“ im Prater und in zwei Wohnungen. Ich bin dabei der Regisseur. Außerdem schreibe ich eine Kurzgeschichte und ebenfalls ein Drehbuch dazu: „Der Ausbruch“. Eine „Werther“- oder „Tod in Venedig“-Geschichte. Die Ich-Person, - die im Film die Kamera ist und daher nicht zu sehen ist, - möchte eine junge Frau ansprechen, die ihr oftmals am Arbeits- oder Schulweg begegnet. Doch sie traut sich das nicht. Nun nimmt sie sich vor, dies gerade heute unbedingt zu tun. Sie schwänzt dafür ihre Arbeit oder ihre Schule. Daher „Ausbruch“! Dann begegnet ihr die junge Frau tatsächlich. Und trotz aller Vorbereitungen getraut sich die Ich-Person erneut nicht, sie anzusprechen. Kurzgeschichte und Film klingen damit aus. Ich zeige den Text dem Neumayer. Er sagt: „Ja, solche Sachen sind jetzt der Trend.“ Aber er lobt den Text weder, noch tadelt er ihn. Er scheint gleichgültig diesbezüglich. Von einer Veröffentlichung spricht er schon gar nicht. Die Lehre, die ich daraus ziehe: Als Schriftsteller bin ich offenbar nicht geeignet. Mehr, als dass ich gern schreibe, ist da wohl nicht! Also andere Berufe ins Auge fassen! Allerdings! Ich selbst entwickle mich aufgrund der Geschichte. Kurz darauf, im Juli, getraue ich mich während eines Urlaubs mit den Eltern nach einigem Zögern, zwei Mädchen oberhalb des Kapruner Stausees „Moserboden“ anzusprechen und eine der beiden, eine blonde Deutsche Ulrike aus dem Ruhrgebiet, wird zu meiner Urlaubs-Freundin. Wir donnern mit dem Käfer und meinem nagelneuen Führerschein über die Großglockner-Hochalpenstraße, baden in der eiskalten „Margaritze“ und kugeln im Bett herum. Irgendwie war der „Ausbruch“ daher für mich der Durchbruch!

Auch das eigentliche „Ausbruch“-Thema lässt mich nicht los. Das Hergebrachte in Frage stellen! Etwas Besseres suchen! Sozusagen „ausbrechen“! Wie uns das von der aufkommenden englischsprachigen Popmusik suggeriert wird! Zwei Jahre später, 1968, kommt auch die gesellschaftliche Bestätigung dafür!

1967 – Wofür der Bundesländerproporz gut ist

Im Jahr 1966 ist die Matura vorbei. Keine Turnstunden mehr. Der Bauch wächst. 85 Kilo sagt die Waage. Was tun? Da sind doch diese Schilangläufer! Damals noch exotisch-faszinierend. Sie sind mir bekannt geworden bei den Olympischen Winterspielen 1964 in Innsbruck. Da durfte ich zusehen als einer der dafür angemeldeten Schüler einer der sechsten Klassen des Realgymnasiums Stubenbastei. In Igls! Der Sixten Jernberg! Der Harald Grønningen! Kaum fünf Meter Distanz zu den Stars! Eindrucksvoll!

Anruf im „Haus des Sports“: Tatsächlich! Es gibt in Wien den „ÖWSC Österreichischen Wintersportclub“, der Schilanglauf betreibt. Clubabend jeden Mittwoch im „Pfeilheim“.

Hurra, der Verein hat jetzt auch einen Jugendlichen! Nicht nur die zwei Junioren, - einer ebenfalls Student, - die eine Dame und die Drei aus der allgemeinen Klasse!

Ausrüstung aus Preßburg. So eine lebendige Stadt vor dem russischen Einmarsch im Jahr 1968! 250 Schilling kostet alles zusammen! Jener Junior, der ebenfalls Student ist, heißt Erich und zeigt mir im ersten Schnee auf der Wiener Sofienalm, wie das Schilanglaufen geht: 200 Meter vor, 200 Meter zurück.

Als nächstes: Die Wiener Meisterschaften auf dem Semmering. Natürlich gewinnt der Jugendliche die Jugend-Klasse. Er ist ja der einzige Starter. Die eine Dame ist allerdings weit schneller! Der Erich gewinnt gegen den anderen die Junioren-Klasse!

In der Universitäts-Turnanstalt bricht Freude aus. Es gibt in Wien jetzt zwei Studenten, die den Schilanglauf betreiben! Und beide sind sie Sieger der Wiener Meisterschaften!

Das Bundesland Wien ist nun in der Lage, sein „Kontingent“ von zwei Startplätzen im Universiade-Kader in Anspruch zu nehmen! In den anderen Bundesländern hatte es Ausscheidungs-Wettkämpfe gegeben!

Es kommt das erste von sechs je einwöchigen Trainingslagern: Alles natürlich kostenfrei und mit Fahrkostenersatz. Auf der Tauplitz! Anfahrt mit Vaters „Käfer“ bei Nacht und Nebel. Kurz vor Mitternacht mit Koffer und Schi keuchend die 200 Meter vom Parkplatz zum noblen Hotel hinauf. Der Bundestrainer öffnet: „Bist du da jetzt aufi ´kommen?“ „Ja, natürlich!“ Der Trainer glaubt, nicht vom Parkplatz, sondern von ganz unten, von Bad Mitterndorf! Er meint daher, der späte Ankömmling sei der größte „Bär“. Er kann auch nicht enttäuscht werden. Es gibt nämlich keinen Schnee!

Fünf Mahlzeiten am Tag. Dazwischen Sauna. Außer dem Universiade-Kader sind die Nationalmannschaften der Schilangläufer und der Nordischen Kombinierer da. Ich sitze am Tisch mit den Größen aus Zeitung und Fernsehen! Der Anderl Janc, der Voggenberger! „Auf und Nieder“ in der Hotelbar, da es keinen Turnsaal gibt.

Am dritten Tag: Ein Schneeloch! Der Bundestrainer merkt es jetzt: Der jüngere der beiden Wiener kann ja gar nicht Schilanglaufen. Er steht ja erst zum dritten Mal im Leben auf Langlaufschiern! „Macht nix“, sagt der Trainer, „jetzt bist´ da, jetzt machst´ mit! Schau, SO mach´s! Wie ein Bauer!“ Er zeigt es vor. Ich tu, was ich kann. Ein Gefühl, als wäre ich Goofy als Universiade-Athlet!

Da ist die Einladung zu den weiteren fünf Trainingslagern! Ich verweigere. Ich soll ja auch studieren! Wegen meines Bauchs schließe ich mich nun dem Leichtathletik- Verein „Cricket“ an. Da braucht es keinen Schnee. Und der Bauch ist auch bald weg!

1967 – Die Welt öffnet sich

Anfang 1967, dem letzten Jahr in der elterlichen Wohnung, ist mein Kalender voll mit Lehrveranstaltungen auf der Technischen Hochschule, die heute „Technische Universität“ heißt. Gegenüber dem überraschenden Erfolgserlebnis der besten plastischen Gestaltung des Jahrgangs in „Gestaltungslehre“ überwiegt leider Negatives. Der „Baukunst“- Professor Koepf vermeint, mir eine negative Note zu geben, doch er irrt sich glücklicher Weise und ich komme bei ihm gerade noch durch. Der eigentliche Eignungstest für „Architektur“ soll jedoch das damals neue „Grundseminar“ sein. Die ja sehr engagierte Renate Schweitzer von des Rudolf Wurzer´s Städtebau-Institut hat die unangenehme Aufgabe, uns einen ganzen Hektar dicht besiedeltes Altbau-Viertel zwischen Karmelitergasse und Kleine Spergasse mit der Karmeliterkirche von 1639 neu gestalten zu lassen. Damals war es ja in Wien noch immer zulässig, daran zu denken, die Bewohnenden in Gemeindewohnungen auszusiedeln, die historischen Häuser abzurechen und durch Plattenbauten zu ersetzen. Ich denke dazu, „das kann ich nicht“ und gebe daher auf. Im nächsten Semester habe ich beim wohlmeinenden Götz Hagmüller eine Kinderspielplatz-Aufgabe, - ausgerechnet vor dem Liechtenstein- Palais, dem damaligen Bauzentrum, - der ich mich ebenfalls nicht gewachsen sehe. Tatsächlich mache ich das „Grundseminar“ erst im letzten Jahr meines Studiums Anfang 1974, als ich so etwas schon kann, - mit der Umgestaltung der Stallburggasse bei Ralph Gälzer. Da nun im Jahr 1967 ein Studium in Mindestzeit nicht mehr möglich scheint, sehe ich mich auch anderweitig um. Im April trete ich auf Empfehlung von Conny Hannes Mayer und Ilse Scheer in die Schauspielschule Lamberg-Offen ein, wo ich gleich zu Anfang die japanischen No-Spiele zu recherchieren habe. Günther Schneider Siemssen nimmt mich in seine Bühnenbild- Meisterklasse auf der Akademie auf, - was ich allerdings bald

wieder aufgeben. Ich besuche auch die Abende des Klubs der Kinoamateure Österreich. Ich habe, wie in der vorhergehenden Erinnerung berichtet, mit dem Schilanglauf begonnen. Ich laufe bei der Universitäts-Turnanstalt mit Rudi Klaban des Samstags durch den Wienerwald, mache Orientierungslauf bei Sobotka und Laufbahntraining beim Verein „Cricket“ im Prater. Ich betreibe Joga mit Wilhelmine und Arnold Kayserling in der Reisnerstraße und bin vom Swami Satyananda Saraswati beeindruckt. Die Welt öffnet sich! Ich bringe meine Gedanken mit Bleistift zu Papier und finde mich dadurch immer besser zurecht in der von Weltanschauungen geprägten Gesellschaft. Am 11. Mai schreibe ich: „... der Geist kann nicht lachen. Lachen kann nur der Körper“, und am 22. Mai: „... es ist immer besser, man lässt die Notwendigkeit regieren, als die Einsicht, denn die Notwendigkeit wird jederzeit vorhanden sein. Ob die Einsicht?“. Ich frage mich in den Notizen, „was soll ich werden?“ und „... noch bin ich nicht geeignet, Vertrauen ... einzuflößen. Werde ich es je können?“ In einer der Notizen entschuldige ich mich für diese bei dem, der ich „selbst sein werde in späterer Zeit“. JETZT hätte ich gern ein Jahr bezahlter Pension gehabt, jetzt mit Neunzehn, - und dafür im Gegenzug mit Fünfundsechzig weiter gearbeitet. Als ich dann wirklich Fünfundsechzig bin, sehe ich es immer noch so! Ohne den Verzicht auf den studienplanmäßigen Fortschritt anno 1967 jedoch, - und ohne die dadurch ermöglichten Erkenntnisse und Erfahrungen, - wäre mein weiteres Leben mit Sicherheit anders und weit weniger eigenständig verlaufen!

1968 - Lebenspartnerschaft

Im Vorzimmer der Schauspielschule Lamberg-Offen der Mathilde „Muschi“ Back in der Alserstraße plaudere ich mit der ebenfalls am Anfang ihrer Ausbildung stehenden Kollegin Johanna Rengelshausen. Sie ist heiter, talentiert und gefällt mir auch optisch. Ob sie nicht mitfahren möchte in den Süden, per Käfer mit Kollegin Herta Meldt, und Studentenvertreter Bernhard Frankfurter? Johanna sagt zu und ein paar Tage später wieder ab. Also fahren wir ohne sie. Bernhard bleibt in Venedig und ich fahre mit Herta im Jahr der Studenten-Revolution, - von der wir allerdings vor Ort nichts merken, - durch Südfrankreich nach Barcelona. Gerade Johanna's Absage beeindruckt mich. Sie weiß offenbar, was sie will und hat keine Scheu, es auch zu ändern, auch wenn drei andere fix mit ihr gerechnet haben. Einige Wochen später ziehen wir gemeinsam in das Dachgeschoß 1040 Karolinengasse 9, wo Johanna herausgefunden hat, dass ein aufgelassenes Bügelzimmer zwischen Dachboden und Waschküche als Wohnung vermietet wird. Sie arbeitet als Instituts-Sekretärin auf der Technischen Hochschule, an der ich ja studiere. Während ich ja bloß aus Bewunderung für Kino-Regisseure damit begonnen habe, das „Handwerk“ zu lernen, ist das bei Johanna anders. Ihr Onkel Ralph ist ein bekannter Unterhalter in Oberösterreich, dessen Gattin Erna hatte sogar das Reinhard-Seminar absolviert. Die Familie ihrer Großmutter Anna Pfister bringt nach wie vor eine Menge darstellende Künstlerinnen in der Schweiz, Deutschland und Österreich hervor, die den Namen „Pfister“ hochhalten. Also ist der Schauspiel-Beruf für Johanna keineswegs abwegig. Sie gelangt auch in Mindestzeit zur „Schauspielerischen Reife“ und besteht die Abschlussprüfung mit „sehr gut“, - während ich vor dem Antreten bei der zweiten Kontrollprüfung aufgeben. Für meinen Bedarf habe ich ja auch genug gelernt, kann jeden auch noch so verwinkelten Raum ohne Mikro aussprechen, bin für die Darstellung von Rollen nicht wirklich begabt und möchte ohnehin auf der Basis des Architekturstudiums Geschäftsführer einer gemeinnützigen Bauvereinigung werden. Auch Johanna wird nicht Schauspielerin. Sie scheut die Intrigen an den Theatern, kann

jedoch ihre Ausbildung nach der Babypause als Kursleiterin für Wirbelsäulengymnastik brauchen. Ihr moderiertes Musikprogramm beeindruckt unter anderem den späteren Bürgermeister Michael Ludwig sehr, - der damals die Wiener Volkshochschulen leitet und den ich durch Johanna auch persönlich kennen lerne. Auch Johanna's Bruder Bernd bleibt der Kunst treu. Erst jeden Trend kennender Schallplatten-Verkäufer, entwickelt er sich zu einem bekannten österreichischen Musikmanager für Pop- und Unterhaltungsmusik. Und mit Johanna selbst bin ich 51 Jahre lang zusammen, davon 46 Jahre lang verheiratet, vom 4. Juli 1973 bis zu ihrem Ableben am 9. Oktober 2019.

1970 – Austropop

Die Schülerinnen und Schüler der Schauspielschule „Lamberg Offer“ sitzen nach einem abendlichen Bühnentechnik- Seminar in einem nahen Lokal und rätseln. Hanno Pöschl fragt, warum der Dialekt in Liedtexten und Theaterstücken immer mehr aufkommt. Seit 1968 gibt es ja Wolfgang Bauers „Magic Afternoon“ und Anfang 1970 singen die „Worried Men“ Konrad Bayer's „Glaubst i bin bled“. Den „Hofa“ von Wolfgang Ambros und Joesi Prokopetz und Peter Turrinis „Rozznjogd“ wird es erst im nächsten Jahr geben. Die Antwort auf des Hanno's Frage: Die Distanz zum Establishment wird immer mehr durch die volkstümliche, nicht durch die Regeln von Rechtschreibung und Grammatik eingeschränkte Sprache gezeigt.

Damit wird bei uns an die seit der frühen Mitte der Sechziger immer mehr aus der englischsprachigen Welt kommende alternative Popmusik angeschlossen, die eine ganze Generation eint. Der Austropop wird sogar in Deutschland einigermaßen funktionieren. Das mit dem Dialekt, das ist auch das Meine! Allerdings finde ich nicht, dass der Austropop mit jenem Pop mithalten kann, den es seit Bob Dylan und Joan Baez in der englischsprachigen Welt gibt. Am meisten angesprochen bin ich beim Austropop vom „Haussamariter“ der „Worried Men“ von 1975, von „Fürstenfeld“ der STS von 1984 und von „Küss die Hand schöne Frau“ der EAV von 1987. Der hektisch singende „Falco“ Hans Hölzl fand nie den Weg in mein Ohr. Obwohl ja auch wirklich viel Gutes dabei ist, hätt ich mir wirklich für mich selbst und für die Welt Eindrücklicheres gewünscht, als von Wolfgang Ambros, Reinhard Fendrich, Marianne Mendt, Willi Resetarits, Arik Brauer, Andre Heller, Erika Pluhar, Georg Danzer, Stefanie Werger und Ludwig Hirsch gekommen ist! Eine Rolle, wie sie seit mehr als zweihundert Jahren Josef Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart und Franz Schubert für die ganze Welt einnehmen, erreichen sie leider nicht annähernd! Selbst probiert hab ich's bei einem Fest des Timo Huber 1989 oder 1990 mit einem Auftritt mit meiner Ballade vom „Sheriff von Mariahilf“ zur Gitarre. Es blieb aber beim „einmal und nie wieder“.

1971 – Wahlkampf und Selbstsicherheit

Da treffen sie sich also öfters in der Waschküche neben dem Dachboden und dem früheren Bügelzimmer, das Johanna und mir als Wohnung dient, - jene etwa dreißig Architekturstudentinnen und -Studenten, die mit dem Studium auf der Technischen Hochschule nicht einverstanden sind, - ebenso, wie mit der Gesellschaft als ganzer. Hochschülerschafts- Wahlen stehen an. Auch für die paritätisch von Ordinarien, Assistenten und Studierenden zu besetzende „Studienkommission“ der Architektur-Fakultät ist zu wählen. Jede der Gruppen hat ein Sperrveto beim Beschluss des neuen Studienplans. Also kommen wir überein, als Namensliste anzutreten. Sechs Personen sind zu wählen. Drei stimmberechtigte Kommissions- Mitglieder und drei Ersatz-

Mitglieder, die ebenfalls an den Sitzungen teilnehmen dürfen. Die sechs Kandidaten, alle männlichen Geschlechts, werden im allgemeinen Einverständnis ausgewählt, darunter auch ich als Ersatzmitglied. Wir malen Wahlplakate. Und wir präsentieren uns persönlich im Haupt-Hörsaal der Fakultät. Wer soll reden? Die Wahl fällt auf mich. Ich habe ja aus der abendlich besuchten Schauspielschule Sprechausbildung. Wir betreten den Hörsaal. Ich, in der Mitte, trete ans Pult, schaue in den voll besetzten Saal und warte, was kommt. Es vergehen zehn Sekunden, es vergehen zwanzig. Es wird geschwätzt im Saal, doch wird es zusehend leiser. Was will denn der Kollege? Warum sagt er nichts? Traut er sich vielleicht nicht, zu uns zu sprechen?

Natürlich habe ich Angst! Ich hab ja noch nie vor einem voll besetzten Saal gesprochen. Natürlich frage ich mich selbst, ob ich mich überhaupt trauen werde, zu sprechen. Doch ich zwingen mich zu nichts, sondern warte, bis es mich überkommt. Nach einer gefühlten dreiviertel Minute überkommt es mich tatsächlich. Ich beginne mit der grob vorbereiteten freien Rede und habe dabei das Gefühl, zustimmend verstanden zu werden. Ja, alle wollen Vertretende in der Studienkommission, die so lange auf Sperrveto spielen, bis ein für uns Studierende zuträglicher Studienplan beschlossen ist! Und der soll viel weniger Wochenstunden umfassen, als der zwar bereits in Kraft getretene, aber noch nicht beschlossene Studienplan!

Herbert Binder meint nachher, auch er habe gefürchtet, ich würde kein Wort herausbringen und wir sechs hätten uns wortlos zu schleichen gehabt.

Aber nein! Bei der Wahl erhält unsere Namensliste alle Mandate! Die damaligen Studierenden-Parteien haben zusammen nicht einmal genügend Stimmen für ein einziges Mandat, - die christlich-soziale ÖSU, der sozialistische VSSStÖ und der freiheitliche RFS. Wir haben also nun ein Sperrveto, und das führt tatsächlich zu einer wesentlichen Studienverkürzung. Und ich habe seitdem die Sicherheit: Ja! Ich bin in der Lage, in einem voll besetzten Raum eine Rede zu halten.

1971 – „-ocker-“ ist leider nicht „-adl-“

Im Sportverein „Cricket“ berichten sie mir von einem 3000 Meter Hindernislauf am ÖMV-Platz im Rahmen einer großen Veranstaltung mit vielen Besuchenden und mit einem riesigen Siegespokal. Sie nennen mir Datum und Uhrzeit. „Trete dort an! Das gewinnst du sicher! Du bist ja der Wiener Meister und soweit bekannt ist, nehmen keine besseren Läufer teil, als du einer bist.“ Fein! Diesen Pokal hole ich mir! Ich batike also originelle Worte auf meine Laufhose und bereite es auch organisatorisch vor: Johanna, damals Lebensgefährtin und noch nicht Gattin, solle mich begleiten. Sie nimmt Freundin Rosi mit. Nachher wollen wir ins Grüne gehen. Also zeitgerecht mit dem „Käfer“ nach Stockerau fahren. Der Sportplatz ist leer. Laut Straßenkarte gibt es einen zweiten Sportplatz. Auch dort ist niemand. Was ist los? Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen! Nicht Stockerau, sondern Stadlau! Natürlich! Der Verein heißt ja auch „ÖMV Stadlau“! Die je ersten und letzten beiden Buchstaben sind ja dieselben, doch dazwischen ist einmal „ocker“ und einmal „adl“. So eine Verwechslung! Da hat mich mein Unbewusstes aber völlig falsch geführt und das Bewusstsein hat nicht aufgepasst! Wie spät ist es denn? Das geht sich doch noch aus bis zum Start! So weit sind Stockerau und Stadlau voneinander ja auch nicht entfernt! Doch jetzt streiken die Damen! Sie wollen ja ins Grüne, sie sind geduldig mit mir von Sportplatz zu Sportplatz gefahren und sie sind eigentlich schon fast in der Stockerauer Au.

Schade! Wie ich später die Siegerzeit höre, weiß ich, die letzten Runden wäre ich ganz alleine vorne weg gelaufen. Bis heute tut's mir um den schönen Pokal leid!

1971 – Autostopp

1970, bevor Jochen Rindt stirbt und trotzdem Weltmeister wird, sind Johanna und ich per Autostopp beim Rennen in Zeltweg und sodann in München. Aber eine richtig weite Autostopp-Reise? Jetzt bin ich schon dreiundzwanzig und hab noch nie so etwas gemacht! Mit Erlaubnis von Johanna gehe ich im August '71 um drei Uhr Nachmittag mit Rucksack und Schlafsack zur „Spinnerin am Kreuz“, wo die Stoppenden alle stehen. Ich übernachte im Freien auf einer Wiese in Kärnten und bin nass vom Morgentau. Die nächste Nacht lädt mich eine Familie in Agram ein. Nacht im Kinderzimmer mit dem heranwachsenden Sohn. Nächste Nacht neben einem deutschen Camping-VW-Bus eines Paares südlich von Belgrad. Ich quere Skopje zu Fuß. Dann komme ich drauf, dass ich den ganzen Weg wieder zurück muss, da der „Autoput“ die Stadt bloß tangiert. Am Abend in Thessaloniki entscheide ich mich für den überfüllten Nachtzug nach Athen und schlafe auf dem Boden des Gangs. Hurra! Athen! Das Café beim American Express beim Syntagma-Platz, wo sich die internationalen Strandschlafenden treffen! Dann das hölzerne Deck der Nacht-Fähre ab Piräus. In der „Deck-Klasse“ sitzen wir alle zusammen. Gitarrenklänge. Ist das kretische Heraklion nicht die hässlichste Stadt der Welt? All die verfallenden Fabriken! Damals ja, - heute längst nicht mehr! Die leeren unversperrten venezianischen Lagerhallen am alten Hafen: Das Quartier der Strandschlafenden! Die minoischen Bilder im Museum sind alle so fröhlich! Ist der Palast von Knossos das Labyrinth? Ich bemühe mich, in der labyrinthischen Palastruine einer wunderhübschen Gleichaltrigen zu begegnen. Schau! Sie legt es ebenfalls drauf an! Dieses spannende Irrgarten-Spiel endet nicht beim Minotaurus, sondern bei Magdalena aus Schweden! Gemeinsam zurück nach Heraklion. Küsse. Sie hat ein Fähre-Ticket nach Santorin. Soll ich auch? Nein, ich will mit dem Bus nach Matala, zu den Hippies in ihren Höhlen aus der Zeitung. Diese Höhlen sind aber heuer gesperrt! Es habe eine Messerstecherei gegeben und der Denkmalschutz erlaube das Übernachten drin nicht mehr. Wo sind die Leute jetzt hin? Über zwölf Kilometer Bucht hinweg ein schemenhaftes Etwas. Es sieht aus wie die „Cinque Terre“ aus den Kulturfilmen im Wochenschaukino. Also zu Fuß den Strand entlang! Übernachten bei einer griechischen Familie am Strand von Kalamaki. Gastfreundschaft! Erste griechische Worte. Quer über den NATO-Flughafen von Timbaki. Er ist gar nicht eingezäunt. Dann: Auf jeder erdenklichen Mauer die blauen Parolen der Militärjunta. Im Ort Timbaki eine griechische Hochzeit. Wir internationalen Strandschlafenden feiern am Rande mit. Mit dem Bus zum nahen angestrebten Ziel, da ich den Fußweg entlang der Steilküste erst später kennenlerne. Der Ort heißt Aghia Gallini. Tatsächlich! Da hat sich früheres Matala-Publikum in einem Olivengarten jenseits des Platis-Bachs niedergelassen! Da sind auch Esel, die brüllen des Nachts. Ich werde freundlich aufgenommen. Im Zentrum: Der „Livingstone“, ein englischer Lehrer, offenbar weniger Aussteiger, als Feriengast wie ich. Doch er unterhält mit seiner sprühenden Art auch die echten Ausgestiegenen und scharft sie um sich. Einige Tage hindurch bin ich Mitglied der Gruppe. Ich höre von Vai: Palmen und damals nur zu Fuß über sechs Kilometer Naturweg zugänglich. Ich stoppe Autos, verbringe die Nacht unter einer Brücke nahe Aghios Nikolaos, wo ich lerne, mich gegenüber Ratten zu verhalten, die auf die Kekse in meiner Tasche aus sind. In Vai versorgt uns Strandschlafende ein behelfsmäßiger Buffet-Wagen. Mit der Französin dort

entwickelt sich ein eher distanziertes Verhältnis. Einige Tage später wieder in Athen. Schlafen erst am Areopag-Hügel im Wald und dann im Verschlag eines ägyptischen Freundes, den ich am Areopag kennenlerne. Mit dem ersten Flug des Lebens nach Istanbul. Das Honorar für einmal Blutspenden deckt die gesamten Kosten des Olympic-Flugs! Im „Coffee-Shop“ bei „Sultan Achmed“, der Blauen Moschee, treffen sich die internationalen Strandschlafenden. Einige kenne ich bereits aus Kreta. Ich werde mit einer kleinen, schlanken Ostfriesin bekannt gemacht. Wir haben ein einfaches Zimmer, machen Ausflüge und streifen durch die Stadt. Zwei Tage später: Ein deutscher VW-Bus fährt mit zehn Leuten über Sofia nach Deutschland. Ich entscheide mich prompt und steige ein. Wir, zwei Burschen und zwei Mädchen, steigen in Kärnten aus und bleiben dort noch einen Tag. Dann ab nach Haus! Auto-Stopp-Fahren bewährt sich! 1975 stoppe ich im Juli nach Amsterdam. Schlechtes Wetter! Nass und kalt im Vondelpark. Wir übernachten in einer Toilettenanlage und ziehen um in ein „sleep in“. Ich denke: „Nie mehr anderswo hin, als in den Süden!“

1973 – Wohngemeinschaften

Es gibt Erfahrungen, die fördern die Übersicht über das Leben. Deshalb, meine Ich, sollten wir womöglich alle einmal ein Kind aufgezogen haben, Betriebsrat gewesen sein, per Autostop durch die Länder getrampt sein und in einer Wohngemeinschaft gelebt haben. Weil ich auch schon Anfang 1973 so denke, nehme ich die Gelegenheit des monatelangen Aufenthalts Johannas als Erzieherin bei den Schönborn-Buchheims in Kitzbühel und servierend in Klagenfurts Gastgewerbe zum Anlass, mich zu melden, als die Wohngemeinschaft der Bösel's in der Mariahilfer Hirschengasse nach weiteren Bewohnenden sucht. In einem Hinterhaus aus der Frühgründerzeit waren die Räume einer früheren Tanzschule und darüber jene einer früheren Schirmfabrik leer gestanden. Auf über 300m² ist viel Platz! Ich werde in die Gemeinschaft aufgenommen. Johanna und ich geben das bisher bewohnte Bügelzimmer im Dachgeschoss in der Karolinengasse auf. Das passt auch gut zum Leben im Kreis der anderen Mitgliedern der „Projektgruppe Favoriten“, elf männlichen und zwei weiblichen, die ein damals als „alternativ“ geltendes selbst zusammengestelltes Projektstudium auf der „Technischen Hochschule“ betreibt. Die Gruppe trifft sich nicht nur in der Waschküche neben dem erwähnten Bügelzimmer, sondern hauptsächlich in der Wohngemeinschaft in der Wiedner Hauptstraße, wo August Fröhlich, Timo Huber und Ursula Brunbauer wohnen. Der ehemalige Tanzsaal in der Hirschengasse ist ein wunderbarer Rahmen für das Sommerfest mit dieser Gruppe! Maria Auböck dekoriert ihn mit Blattwerk aus der Lobau. Da alle jeweils viele andere einladen, ist die Location bumm voll. Mit einiger Mühe kann ich die wegen der Musik gerufene sehr verständnisvolle Polizei von jenem Raum ablenken, in dem es süßlich riecht. Der Hauptmieter Bösel ist zur Zeit dieses Festes auf Urlaubsreise und nachher ungehalten. Die Bewohnenden des Vorderhauses glauben allerdings fälschlicherweise, wir gehörten zur Hausinhabung und sieht daher zu uns eher hinauf als auf uns herab. Zwischen uns Bewohnenden der WG besteht nicht mehr als ein loses Verhältnis, - kein Familiengefühl. Bis zu acht Leute wohnen hier. Dann ist unerwartet ein Kind unterwegs! Es wird also geheiratet, - im Juli. Johanna zieht zu mir in die Hirschengasse. Ab November 1973 ist dann ein Erdgeschoss in einem Eigenheim in Langenzersdorf gemietet. Wir ziehen aus der „Hirschengasse“ aus. Ich will nun rasch fertig studieren und bewohne auf Einladung von Peter und Dagmar Klopff ein Zimmer mit Erker in der Wohngemeinschaft Mariahilfer Straße mit acht Räumen und ~200m². In

dieser Wohngemeinschaft mit fünf Erwachsenen und zwei Kindern gibt es viel familiäres Gemeinschaftsgefühl. Des Abends wird gemeinsam gegessen. Wer einkauft, kocht und abwäscht, ist jeweils eingeteilt. Das funktioniert. Auch mein Aufteilen des Aufenthalts auf Wohngemeinschaft und Langenzersdorf bewährt sich: Ich kann das Studium im Dezember 1974 nach Durcharbeiten durch zwei Nächte am Gebäudelehre-Entwerfen tatsächlich abschließen. Nun gebe ich auch die zweite Wohngemeinschaft auf. Die beschriebenen kaum mehr als eineinhalb Jahre sind zwar lediglich ein Hineinschnuppern in die Wohngemeinschafts-Szene. Doch ich weiß nun: Vorurteile wie Sex & Drugs & Rock ´n Roll sind alle falsch! Wohngemeinschafts-Leben ist ganz normales Leben! Feiern geht allerdings wegen dem mehr an Leuten und an Räumen in Wohngemeinschaften besser, als beim Familienwohnen. Und lüftungsresistenten Geruch nach kaltem Zigarettenrauch gab´s damals in allen Wohngemeinschaften.

1973 – Des Landeshauptmann´s Vorstellung vom Sozialismus

Mit den Aktionisten, wie Hermann Nitsch, Rudolf Schwarzkogler und Günter Brus hatte ich nie direkte Kontakte. Zur „Uniferkelei“ 1968 hatte mich Otmar Bauer auf der TU eingeladen, das Programm erschien mir jedoch zu langweilig, um hinzugehen. Mit Otto Muehl und den Seinen komme ich abseits des Aktionismus in Kontakt. Eine Bewohnerin der Wohngemeinschaft in der Hirschengasse, in der ich einige Monate lang lebe (auch 1973), braucht eine Nähmaschine. In Otto Muehl´s „AA-Kommune“ im Polstererhaus am Nestroyplatz gibt es eine. Wir gehen hin und begegnen der Gruppe. Im „AA-Magazin“ in der Zirkusgasse (oder war es die Weintraubengasse?) kaufe ich gern ein. Als der Friedrichshof dann erworben wird, bin ich gern im „Schüttkasten“ zu Gast und finde die Selbstdarstellungs-Abende, das Kursprogramm, das gemeinsame Mittagessen mit dem Otto und das Strukturmachen in den Gästegruppen super. Toll! Selbstdarstellungs-Abende mit Simultanübersetzungen in mehrere Sprachen, mit Live Piano unglaublich gut improvisiert, mit Video-Aufzeichnung und mit der ständigen Spannung, was unsere Unterbewusstsein im nächsten Moment hervorbringen würden! Auch Johanna ist neugierig, besucht für sich allein den Friedrichshof und berichtet von ihrer Begegnung mit Otto Muehl. Natürlich habe ich seit 1976 auch das Buch „Das AA Modell Band 1“ zu dem es nie einen zweiten Band gibt. Ein ruhender Pol ist immer der Herbert Stumpf.

Das unbefangene Akzeptieren der Sexualität als ganz normaler Teil des Alltagslebens ohne Ausschließlichkeits- Konsequenzen zeichnet die AA-Gemeinschaft damals besonders aus. Vorbehalte habe ich nur, weil das Modell für die Kinder so oft geändert wird. Einmal Privatunterricht, einmal die öffentliche Schule, einmal Öffentlichkeitsrecht.... Und leben will ich auch nicht in einer der AA-Kommunen, die sind mir irgendwie zu eng und der Druck, nichts von der Gruppenmeinung Abweichendes zu äußern, ist zu unangenehm. Hat ja auch niemand in einer Kommune leben müssen!

Beim Vater von Walter Weißensteiner, dem ersten Ehemann Claudia Muehls, sind Johanna, Peter und ich von November 1973 bis Oktober 1975 zur Miete, in der Langenzersdorfer Hader Straße. Erneut ein Zufallskontakt! Die Kinder aus der AA-Kommune in der Praterstraße gegenüber dem Polstererhaus gehen 1978 bis 1980 in unseren Kinderladen „Tempelgasse“ (siehe „1976“!).

Vor der Übernahme der burgenländischen Genossenschaft als „Gemeinschaftsbau“ durch die Muehl-Kommune darf ich kostenfrei eine Woche am Friedrichshof verbringen, das Kursprogramm mitmachen, wenn ich mitarbeite und ihnen das von Wohnbauförderung erzähle, was ich berufsbedingt weiß. Da lerne ich für mein Leben,

wie Arbeit am besten organisiert wird und wie Gemeinschaften in Leben und Arbeit aufgebaut werden müssen. Das ist die beste Schule dafür überhaupt! In meinem Umfeld bewährt bis heute! Es war nichts Besseres in keiner Literatur je zu finden! Auch die spontanen Einschätzungen von Reaganomics, Thatcherismus, Wechselkurs-Freigabe sowie die Anlageberatung, etwa durch Bernd Stein, sind bis heute gültige Leitbilder.

Schade, dass sie dann aus Angst, von Medien mit einer Sekte verglichen zu werden, das Kursprogramm einstellen, dicht machten und sich selbst auf Zeit und Ewigkeit aus dem gesellschaftlichen Dialog ausschließen. Das und das damit verbundene Abgleiten wäre nicht nötig gewesen! Sie hatten ja die Anerkennung vom damaligen Wiener Stadtrat Helmut Zilk und vom damaligen Landeshauptmann Theodor Kery, der ja meinte, genau SO habe er sich den Sozialismus immer vorgestellt.

Diese Tagebucheintragung ist Grundlage meines Vortrags am Di 10.10.2023 im Wiener Perinetkeller.

1974 – Vorsätze

Zu Ende der siebten Klasse im Frühling 1965 „hänge“ ich in den beiden Gegenständen „Latein“ und „Mathematik“ und habe das Wiederholen der Klasse zu befürchten, zumindest eine Nachprüfung. Zum Glück gelingt es, beim Juni- „Wandertag“ ins Gänsehäufel-Bad mit den beiden zuständigen Lehrern Rebholz und Arnold auf einem Bankerl zu plaudern, - abseits der Klassenkameraden und je bloß mit der Badehose bekleidet. Ergebnis: Ich verspreche, mehr zu lernen und bekomme in beiden Gegenständen schwache „genügend“- Noten. Im August büffle ich täglich. Mit der Uhr am Tisch, um meine Vorsätze einzuhalten. Erwin Ortner, - der spätere Dirigent, - erzählt mir beim Plaudern im Physiksaal, er strebe einen „Vorzug“ im Maturazeugnis an. Das sei realistisch. Ich sage, ich strebe das auch an. Es sei ja nötig, um im Studium „sub auspiziis praesidentis“ zu promovieren. Herablassend lächelt Erwin, bei mir sei das wegen meiner bisherigen Noten gar nicht möglich. Nun ist mein Ehrgeiz aufgestachelt. Ich lerne nun mehr für die ungeliebte Schule und habe tatsächlich im Maturazeugnis in Latein ein „gut“, in Mathematik sogar ein „sehr gut“ und keine einzige Note, die schlechter ist, als „gut“. Sogar im Turnen hab ich eine „Eins“, da ich mir das Seilklettern nur mir den Händen antrainiert hatte und die Rückwärts-Grätsche über 1,40 Meter Sprungkasten. In den Maturafächern „Darstellende Geometrie“, „Philosophie“ und „Englisch“ habe ich zwei „sehr gut“ und ein „gut“. Die Voraussetzungen für einen „Vorzug“ sind also gegeben! Unsere Klasse ist als erste der drei Maturaklassen bei der Prüfung. Das enttäuschende Ergebnis: Es gibt drei „Vorzüge“. Erwin ist dabei. Walter Wurmitzer und ich bekommen jedoch beide je genau ein „gut“ zu viel für den „Vorzug“! Klassenvorstand Rebholz berichtet, die Konferenz habe drei Vorzüge geben wollen und nicht fünf. Den anderen beiden Klassen sollte Raum gelassen werden. Zwei Wochen später die Entschuldigung: Die anderen beiden Klassen wären schlechter gewesen, als wir. Es hätte daher Walter und mir ein „Vorzug“ gebührt. Dafür sei es aber leider zu spät. Ich lerne: Vorsätze und deren Einhaltung sind nicht Alles, weil der Erfolg trotzdem nicht sicher ist. Lehrer Rebholz fragt mich, ob ich vielleicht Graphiker werden wolle, weil ich doch immer die Plakate für die Klasse mache. Ich sage, ich studiere Architektur und ernte ein nachsichtiges Lächeln. Ja, ich merke bald, dass meine Voraussetzungen für einen Erfolg im Architekturstudium nicht die besten sind. In meiner Familie hat nur Cousine Gerti Matura. Die Studien-Kollegenschaft ist vielfach familiär vorbelastet. Da gibt es Eltern, die Architekt und Architektin sind. Das Erfordernis an Einzelprüfungen scheint mir auch viel zu hoch. Egal! Ich hab den sozialen Status als Student und die kostenfreie Netzkarte des öffentlichen Nahverkehrs! Auch finde ich ab dem achten

Semester gut bezahle einschlägige Arbeit in Architekturbüros und bestreite selbst meinen Lebensunterhalt. Ich plane daher gar keinen Studienabschluss. Doch 1971 gelingt es uns unversehens, kraft „Studienkommission“ das Erfordernis wesentlich zu verringern. Außerdem ist 1973 ein Kind unterwegs. Das bedeutet für mich „jetzt oder nie“! Ohne eigentlichen Vorsatz treibt mich mein Unbewusstes, Zeugnis um Zeugnis in rascher Folge zu erlangen. Und dann bin ich tatsächlich Ende des Jahres 1974 Diplomingenieur! Wer hätte das gedacht? Ich jedenfalls nicht!

Auch meine berufliche Karriere im sozialen Wohnbau kam „einfach so“. Ich hätte mich nie getraut, mir so etwas vorzunehmen oder es auch nur für erreichbar zu halten. Selbst das Rauchen hab ich im Jahr 2014 ohne einen Vorsatz dazu aufgegeben.

1974 – Warum ausgerechnet Architektur?

Achte Klasse im Jahr 1966. Matura. Was kommt nachher? Zur Schule gehe ich nicht gern. Die Ferialpraxis bei Rauscher Warte und als Kino-Billeteur lockt auch nicht in ein Arbeitsleben. Pragmatisch gedacht: Pensionist werden! Ja! Aber was kommt vorher? Vielleicht Kino-Regisseur wie Federico Fellini, Ingmar Bergmann und Michelangelo Antonioni? Aber das wollen Tausende und es werden bloß ganz Wenige. Also nicht in Ernst Haeussermann's brandneue Akademie im nahen Konzerthaus! Vielleicht Koch? Der Koch sollte doch der letzte sein, der in einer Krise verhungert. Die Hotelfachschule wäre auch in der Nähe der elterlichen Wohnung. Was sagen berufskundliche Vorträge? Der Rektor der Technischen Hochschule Karl Kupsky ist Architekturprofessor. Er rät von einem Architekturstudium ab. In der Krise nach dem Schwarzen Freitag 1929 seien jene Architekten froh gewesen, die Taxi fahren durften. Nur: Denen die Darstellende Geometrie besonders leicht fällt, die vielleicht doch! Oha! Während alle anderen in der Klasse stöhnen, fällt mir „DG“ in den Schoß! Ich brauche mich nie um Hauptlinien und Spurpunkte kümmern, weil ich von vornherein weiß, wie die darzustellenden Dinge im Raum aussehen und wie sie daher in Rissen und Perspektiven zu konstruieren sind. Und eine Volksschul-Supplierlehrerin hatte mich doch strafweise in die Ecke gestellt, weil die vorgelegte Zeichnung von meinen Eltern stammen müsse. Ein Siebenjähriger könne doch noch keine Perspektive zeichnen! Also doch Architektur! Die Hochschule, heute „TU“, „Technische Universität“, liegt auch in der Nähe der elterlichen Wohnung. Nach drei Semestern lese ich von Bauskandalen in der Zeitung und wundere mich. Jetzt studiere ich das zwei Jahre lang und weiß immer noch nicht, was ein „Bauskandal“ ist! Das bedeutet: Womöglich selbst die Ausbildung in die Hand nehmen, nebenher in Architekturbüros arbeiten und dort Erfahrungen sammeln. Auf die TU nur wegen der Zeugnisse gehen! Bald kenne ich mein Ziel: Nicht ein selbständiger Architekt werden, sondern der Leiter einer Bauvereinigung, der die beauftragten Architektinnen und Architekten anweist, was sie zeichnen sollen! So kann ich mich sowohl für Soziales Einsetzen als auch bei Konflikten zwischen Bauherr und Architekt auf der stärkeren Seite sein! So ist es dann ja auch wirklich gekommen! Am 4. Dezember 1974 ist Zweite Staatsprüfung. Der Vorsitzende Ernst Hiesmayr fragt, warum ich die Arme hochreiße. Antwort: „Bei der Tour de France fahren sie drei Wochen und reißen die Arme hoch. Bei mir sind es acht Jahre!“ Ich verlasse das Hochschulgebäude. Mein Unbewusstes treibt mich auf den Zentralfriedhof. Zum Familiengrab, wo mein nie gesehener zu Silvester 1936 verstorbener Großvater mütterlicherseits liegt. Ich beginne zu weinen und weiß nicht warum. Als ich mich beruhige, fällt es auch meinem Bewusstsein auf: Durch mich ist nun der mir von der Mutter übermittelte Traum des Großvaters erfüllt: Sein Sohn

sollte „Baumeister“ werden! Da er ja böhmisch sprach, hat er wohl nicht bemerkt, dass seine Sammlung von Zeichnungen beweist, dass er nicht „Baumeister“ meinte, sondern „Architekt“. Sein Sohn konnte den Wunsch nicht erfüllen. Er wurde Aufzugswärter bei „Siemens & Halske“! Er hieß nicht nur „Mundl“, er war auch sprachlich und charakterlich exakt so, wie Ernst Hinterbergers Fernsehserien-Gestalt! Der Mutter hatte der Großvater das Entwerfen weder zugetraut, noch waren Frauen im Architekturberuf in den Zwanzigern und Dreißigern üblich. Doch durch ihren Sohn ist es ihr gelungen, den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen!

1974 – Kinder

Johann und Sofie Wasner haben acht Kinder, von denen nur vier die Zeit ihrer Geburt auch überleben. Rosi, 1900 geboren, wird 87 Jahre alt, Leo 1902 geboren, wird 72, Vater Ludwig, 1906 geboren, wird 76, Anni, 1904 geboren, wird 90. Ob Raimund sen. und Maria Barta ursprünglich mehr als zwei Kinder hatten, weiß ich nicht. Raimund jr., geboren 1908, wird 62, Mutter Relly, 1911 geboren, wird 82. Die vier Großeltern haben somit insgesamt sechs Kinder, die alle auch das Pensionsalter erreichen.

Nur die Älteste der Großeltern-Generation, Rosi, hat in der Zwischenkriegszeit ein Kind, die Gerti. Sie kommt 1922 zur Welt, wird 62 Jahre alt und bleibt kinderlos, - nach bald nach der Hochzeit gescheiterter Ehe und nach weiterem Leben als offen hergezeigte Geliebte des auf das ganz Schwierige spezialisierten Baumeisters Ott. Nach dem schwarzen Freitag 13. Mai 1927 ist der Motivation, Kinder zu wünschen, bis Ende der vierziger Jahre stark reduziert. Die bekannten beiden Einschnitte in der Bevölkerungs-Pyramide in den Zeiten der beiden Kriege betreffen ja in nahezu gleiche Weise beide Geschlechter und hängen daher vor allem mit Geburten-Ausfällen zusammen und weitaus weniger mit Kriegsopfern. Rosi's Gatte Alois war unter den Bombenopfern des Philipphofs. Annis Gatte Rudolf war im Gefängnis umgekommen, - als Widerstands-Kämpfer. Ein geeigneter Nachfolger für Anni findet sich kurzfristig unter mehreren auch mir noch bekannten Kandidaten leider nicht. Für Leo und Zissy in Recklinghausen und für Raimund und Mitzi in der Klimschgasse scheint es aus Gründen des Lebensalters schon zu spät für Kinder. Ebenso sehen es Mutters Geschäftskollegin und Freundin Berta Sramek und ihr Gatte Richard. Meine Eltern Relly und Wickerl sind immerhin auch schon 36 und 41 Jahre alt, als sie zur Meinung kommen, die wiederhergestellte Sicherheit und das Haushaltbudget würden es nun erlauben, Kinder zu bekommen. Nach meiner schwierigen Geburt im März 1948 raten die Ärzte der Mutter allerdings von weiteren Schwangerschaften dringend ab. Also bleibe ich ein Einzelkind. In der Verwandtschaft gibt es in meiner Generation ausschließlich nur die um 26 Jahre ältere Cousine Gerti. Naturgemäß hoffe ich damals darauf, später einmal wenigstens zwei Kinder zu haben, besser aber drei.

„Manfred, ich möchte ein Kindchen haben“ sagt Johanna im Frühling 1973 zu mir. Sie weiß jedenfalls, worum es geht, war sie doch ein Jahr lang Au-Pair bei der Ärzte-Familie Robinson mit drei Kindern in Cobham / Surrey gewesen und Kindermädchen bei den Schönborn-Buchheim's in Kitzbühel. Ihre Schwangerschaft spornt mich an, das Studium abzuschließen, was glücklicher Weise im Jahr von Sohn Peter's Geburt 1974 auch gelingt. Ein Studentenkredit erleichtert das Leben in dieser Zeit. Für ein zweites Kind, meint Johanna damals, sei zu wenig Geld da. Sie selbst unterbricht nach der Karenz ihr Arbeitsleben, um sich dem Peter ganz zu widmen. Mein Gehalt alleine scheint ihr für die Kosten eines zweiten Kinds nicht ausreichend. Ich bin zwar der Bestverdienende von

allen mir bekannten Studienkolleginnen und –Kollegen. Doch mit einem Gehalt alleine ist es eben auch in dieser Zeit nicht leicht mit zwei oder drei Kindern, selbst wenn es sich um ein überdurchschnittliches Akademiker- Einkommen handelt. „Dum hab ich ja auch einen Akademiker geheiratet“ meint Johanna. In ihrer und meiner Verwandtschaft hat ja kaum jemand mehr Schulbildung, als die Hauptschule und daher wird ein Akademiker in solcher Gemeinschaft eben als mehr oder minder fremdartig empfunden. Also bleibt es bei einem Kind. Auch einige Jahre später, in finanziell entspannter Lage, möchte Johanna kein weiteres Kind mehr. Paare mit Einzelkind sind in dieser Zeit ja auch ringsum üblich. Sohn Peter hat keine Kinder. Meine Familie wird daher bald ausgestorben sein. In der Familie von Johanna gibt es die Urgroßnichte Mia und den Urgroßneffen Benni. Darüber hinaus ist auch in Johanna´s Familie niemand mit Kindern mehr über.

1975 – Religionsgemeinschaft

Als ich selbst noch ein Kind bin, sind sie alle Mitglieder der Katholischen Kirche: Mutter, Vater, die Tanten Anni, Rosi, Gerti und Mitzi und der Onkel Mundl. Es gibt die Putenengel-Köpfe über den Nachtkästchen und ein Schutzengelbild an der Wand, zum Glück jedoch keine Darstellungen der Folterexekution am Kreuz, wie in den „Marterln“ am Land. Natürlich bin auch ich getauft. Zur katholischen Sonntagsmesse geht allerdings niemand von allen Genannten. Solche Messen lerne ich bewusst erst in der Sommerfrische in Prigglitz kennen, weil es am Land üblich ist, dass alle hingehen und niemand sich ausschließt, ob einheimisch oder Pensionsgast. Der alte Pfarrer erzählt in der Predigt in der gotischen Kirche von einem seiner Schüler im Priesterseminar, von dem er glaubt, dass wir alle noch viel von ihm hören werden, einem Franz König, der später tatsächlich der österreichische Kardinal ist. Die Ortsansässigen haben reservierte Sitzplätze mit Namensschildchen an den Kirchenbänken. Im Religionsunterricht in der Volksschule werden wir aufgefordert, die sonntäglichen Kindermessen in unseren Pfarrkirchen zu besuchen. In meinem Fall ist dies St. Rochus an der Landstraßer Hauptstraße. Die Messe ist um 10 Uhr, nach dem „Was gibt es Neues“ mit Heinz Conrads im Radio und dem anschließenden „Watschenmann“, sowie vor des Onkel Mundl´s allsonntäglichem Besuch. Mein Vater begleitet mich, da Mutter und oft auch Tante Anni ja kochen und Mutters Bruder Mundl empfangen. Der Kaplan Kammerer predigt mit kindgerechten Witzen. Wir Kinder, auf kleinen Bänken vor dem sonstigen Sitzgestühl platziert, wir lachen darüber laut. Wie bereits erwähnt, die Kirchenlieder sind schrecklich für mich ungeduldiges Kind. Mit Melodien und Inhalten kann ich nicht viel anfangen. Und es kommt immer noch eine Strophe und noch eine Strophe! Mitsingen traue ich mich auch nicht. Oft genug hab ich gehört, ich könne das nicht. Und das Niederknien! Es gibt grobe Kokosteppe! Sicherlich leicht zu reinigen, aber für sommerlich bloße oder sonst nur durch eine Hose geschützte Knie sehr schmerzhaft. Dann kommt die Zeit der feierlichen „Ersten Kommunion“. Damit beginnt auch die Pflicht zum wöchentlichen Beichten im Beichtstuhl. Wie unangenehm! Angesichts all dieser Unannehmlichkeiten natürlich die Frage: Muss das sein? Ich bin in eine Gesellschaft hineingeboren, in der offenbar nur die Schulkinder die mit der familiär bestimmten Zugehörigkeit zum Katholizismus verbundene Pflicht zu Sonntagsmesse und Kommunion tatsächlich befolgen. Die mir familiär nahen Erwachsenen meinen übereinstimmend, sie hätten keine Zeit dazu. Alle in der Familie scheinen einander unausgesprochen einig zu sein, dass sie eben gar nicht wissen können, ob Menschen

nach ihrem Tod in einem Jenseits weiter leben, oder nicht und ob dort die Guten belohnt und die Bösen bestraft würden. Diese sokratische Gewissheit, es nicht zu wissen, reicht ihnen völlig aus! Als Kind und Heranwachsender bin ich davon erschreckt. Da werden ewige Höllenqualen angedroht, - nicht für Mord, Raub und Betrug, - nein, für Schwänzen der Sonntagsmesse, für Fluchen und für onanieren! Da es aber auch andere Gefahren und Unannehmlichkeiten unzweifelhaft gibt, warum sollte es die Hölle nicht auch geben? Während es gerade die mangelnde Gewissheit ist, die alle sonstigen Angehörigen der Familie beruhigt, beunruhigt sie mich. Erst als ich als angestellter Akademiker und Alleinverdiener mit Kind im Jahr 1975 so nennenswerten Gehalt bekomme, dass die Höhe des errechneten anteiligen Kirchenbeitrags Sorgen bereitet, trete ich aus der Kirche aus. Das kann ich Gattin und Kind nicht antun! Wir haben Schulden und brauchen jeden Schilling selbst! Später gelange ich immer mehr zur Auffassung, dass sich Gutes Tun wegen der Mitfreude selbst lohnt und Böses Tun wegen des Mitleidens, das wir „Gewissen“ nennen, selbst bestraft. Hier auf der Erde! Ob nachher auch, das brauche ich heute nicht zu wissen, sofern es bereits hier auf der Erde im Einklang ist!

1976 - Wie Kinder trocken werden

Vom 24. Juni bis zum 5. Juli bin ich mit dem zwei Jahre alten Sohn Peter, geboren am 9. Februar 1974, einige Nächte lang in Venedig. Gleich danach werden wir von der Erdgeschoß- Wohnung von Johanna's Großmutter in der Landstraßer Hauptstraße 16 in die Böcklinstraße 104 umziehen, ins Prater-Cottage. Also vorher noch die Welt erkunden! Am Besten zum nächsten Meereshafen! Also nach Venedig! Sind wir mit meines Vater's roten Volkswagen hin gefahren, per Flugzeug oder mit der Bahn? Bevor ich nach einem Schiff Ausschau halte, quartieren wir uns ein. Unglaublich! Da gibt es damals eine Jugendherberge auf der Giudecca in einem Palais in der ersten Reihe! Unser Stockbett steht in einer riesigen Fensternische. Von unseren Betten haben wir Panoramaausblick hinüber auf den Markusplatz. Ja, es führe ein Schiff von Mestre die Adria entlang in Richtung Athen. Aber Peter will es offenbar ruhiger und auch ich meine, wir sollten die sich uns bietende Gelegenheit ausnützen. Also streifen wir durch die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten und Gastlokale. Peter benötigt noch Windeln, scheint aber bereits in der Lage zu sein, den Auswurf einiger Massen zu kontrollieren. Die Allgegenwart von Kanälen führt zu einer Idee! Versuchen wir es doch ohne die Windeln! Und tatsächlich, es klappt. Nach den Tagen und Nächten in Venedig hat es Peter heraus und er ist die Windeln für sein Lebtage los. Nun sitzen wir also im Restaurant-Garten und reden miteinander, wie zwei Erwachsene. Der gerade 28 Monate alte Peter hat auch das schon erstaunlich gut drauf! Oftmals wird es sehr lustig. Da wir keine Kinder zum Spielen finden, bleiben wir unter uns. Sogar eine neue Bekannte vernachlässige ich zugunsten Peters. An Weiterfahrt denken wir von Tag zu Tag weniger. Und von Tag zu Tag lerne ich auch mehr, was ein so kleines Kind benötigt, um sich wohl zu fühlen. Und in diesem Sinn bleiben wir also in Venedig bis wir aufbrechen, - nach Hause.

1976 – Kinderladen

Natürlich kennen wir zu dieser Zeit Bücher aus der Buchhandlung der Brigitte Hermann über die sich ab 1968 ausbreitende „Kinderladen“- Bewegung. So á la „Kommune 2“ und Alexander S. Neill's „Summerhill“-Buch „Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung“, beide von 1969: Erst leerstehende Geschäfte, „Läden“, zur Selbsthilfe, dann

verbunden mit dem Ziel unautoritärer Erziehung. Die Gemeinde- Kindergärten haben überdies viel zu große Gruppen. Als wir noch in Oma Pfister's Wohnung in der Landstraßer Hauptstraße wohnen, beginnt Johanna mit Kontakten. Sie hat die Emmi Bagschik, - später Demant, - mit Sohn Martin kennengelernt und aus meinem Bekanntenkreis die Brigitte Woda mit Tochter Katharina. Also gibt es eine Kerngruppe. Johanna erklärt sich bereit, Kindergärtnerin oder Kindergärtner und ein Lokal zu suchen. Das Lokal findet sich, da eine erste Kinderladengruppe um Julius Mende, der im selben Haus wohnt, wie Freund August Fröhlich, ihr bereits als „Kinderladen“ eingerichtetes 140- Quadratmeter- Lokal in der Tempelgasse 6 nicht mehr braucht. Deren Kinder kommen schon in die Schule. Die Kinderbetreuung wird annonciert. Johanna führt Bewerbungs- Gespräche im Erdgeschoss-Wohnzimmer am Innenhof der Wohnung Landstraße. Ergebnis ist die Christl Polacek, von der alle drei sehr angetan sind, eine geprüfte Kindergärtnerin mit Erfahrung, die selbst etwas Alternatives möchte. Sie wird angestellt, soweit erinnerlich, beim Alfred Janes, dem von uns allen akzeptierten Gruppen-Kassier, da wir ja keine Rechtsperson haben. Unter meinen Mitstudierenden finden sich nämlich Eva und Alfred Janes mit Sohn Philipp sowie Roswitha und Gerhard Fuchs mit Tochter. Wer hat Marion und Heli Mößmer mit Tochter Simone gekannt, die Liebgard Richter mit Sohn Delio und Partner Peter, die Friedrun und den Peter Huemer mit Sohn, die Pecinka's mit Sohn, die Krausnecker's und die Selzer mit dem Seppi? Wir können bald mit zehn Kindern in den Herbst 1976 starten. Beahlt wird gestaffelt nach Einkommen. Die Eltern teilen sich die Koch-, Putz- und Fahr-Arbeit gemäß ihren zeitlichen Möglichkeiten ein. Ich komme meistens am Wochenende zum Geschirrspülen, Aufräumen und Putzen. Als Projektleiter bei Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus, ab Juli 1977 acht Monate lang verbunden mit Wehrrersatzdienst, und ab Juni 1978 als Sozialbau- Angestellter bin ich immer in der Gruppe der Bestverdienenden. Trotzdem ergibt die Umlage nicht mehr, als die damaligen Kosten für den Gemeinde- Kindergarten. Mit Sommer '80 endet der Betrieb.

1977 – Produktivität statt Wehrrdienst

In der Erinnerung „Vormittags Gärtnergehilfe - nachmittags Projektleiter“ im „neopubli“- Taschenbuch berichte ich, wie es zu dem Wehrrersatzdienst bei der Praterverwaltung des Stadtgartenamts MA42 überhaupt kommt und wie ich täglich um 15 Uhr ins AKH fahre, um dort weiter die Planung der Bettenhäuser zu leiten. Nach einer Woche im blauen Gewand höre ich ein Gespräch mit einem der Obergärtner mit. Einer der sechs Wehrrersatzdiener sei ein Diplomingenieur. Welcher das sein könnte? Vielleicht der? Oder der? Dass das ich sein könnte, das vermutet niemand! Bis heute bin ich drauf stolz, offenbar nicht wie einer dieser als abgehoben geltenden Akademiker zu wirken. Der Leitung der Dienststelle ist aber offenbar bekannt, dass ich ausgebildet bin, freihändig eine gerade Linie ziehen zu können. Ich werde nämlich als Partieführer der fünf Leute einer Heckenschneide-Gruppe eingeteilt. Jener, der mit der elektrischen Schere die Hecken schneidet. Dahinter der Kabelträger, der darauf achtet, dass ich nicht das Kabel durchschneide. Nochmals dahinter dann der Träger des räderlosen Generators. Rechts und links zwei Kollegen, die das Abgeschnittene aufsammeln. Als ich in der Frühstückspause den Generator reinigen will, heißt es, das ist nicht des Partieführers Aufgabe. Das müssen die Helfer tun. Sie tun es, indem sie Benzin über den Generator gießen. Der war ja damals nahezu kostenlos und an Bodenverunreinigung hat damals noch niemand gedacht. Mit Rückendeckung von „oben“ kann sich die Partie

zusätzliches Trinkgeld verdienen, indem sie in der Dienstzeit auch private Hecken schneidet, in Kleingarten- Vereinen und auf dem Platz der „Campagnereiter“.

Dann heißt es Pflöcke einsetzen! Zugeschnittene ehemalige Strom- und Telegraphen-Masten sind einzugraben, um das Parken von Autos zu verhindern. Ein paar Tage lang müssen wir dafür sogar Löcher durch eine Betonplatte hindurch schlagen. Pressluft-Meißeln stehen nicht zur Verfügung. Also muss ich diesmal als Partieführer mit einer spitzen Eisenstange und mit Handschuhen durch den Beton durch! Im Juli! Die Kraft und die Gestalt dazu habe ich, war ich doch sieben Jahre vorher Wiener Meister über 3000 Meter Hindernis. Daher kann ich auch während des Studiums im Aktzeichensaal der TU für Geld stolz Modell stehen, - nachdem ich bis zur Pause selbst gezeichnet und gemalt hatte. Wegen der Hitze habe ich beim Löcher-Schlagen außer den Handschuhen nur eine Marc-Spitz-Badehose an, also nahezu gar nichts. Als ich mir so bekleidet von der Dienststellenleiterin einen Krankenschein hole, ist sie einigermaßen überrascht.

Nächste Aufgabe: Parkbank-Produktion auf dem Holzplatz und Aufstellung im Prater. Da gibt es alte Schmiedeeisen-Gestelle mit abgeblättertem Lack, neue gehobelte Holzleisten sowie einen Farbtopf in grün für das Metall und einen in farblos für das Holz. Mein Helfer ist der nicht eigenberechtigte Franzl aus dem Burgenland, ein freundlicher und hilfsbereiter Mensch. Also Ablängen, Abphasen und Lackieren des Holzes, Abschleifen und Streichen des Metalls. Ich verwende dazu meine private Black & Decker, die heute, 47 Jahre später, immer noch tadellos funktioniert. Zum Liefern zu den bis zu fünf Kilometer entfernten Aufstellorten gibt es einen voluminösen zweirädrigen hölzernen „Kaps“ mit Handbügel. Das Wort stammt von englisch „cab“. Ich befestige mein Fahrrad an dem Bügel, tue Bänke und Werkzeug hinein, setze den Franzl wie einen Kutscher über den Bügel, steige auf und los geht's! Bank um Bank wird aufgestellt, indem wir die Gestelle eingraben. Eines Tages sieht uns einer der Obergärtner: „Wenn die „Krone“ sieht, wie die 42er fährt, sind wir in der Zeitung!“. Also muss der Franzl vom „Kutschbock“ herunter steigen und zu Fuß gehen.

Die Burgenländerinnen und Burgenländer kommen täglich um Sieben mit dem Bus und fahren um Drei wieder heim. Wie ich sie mit ihren Sensen zum ersten Mal sehe, denke ich, diesen Anblick kenn ich doch aus einem Dracula-Film mit dem Christopher Lee. Ich bin verblüfft über bloße Füße in Holzpantoffeln bei minus fünf Grad. Nach einigen Tagen kennenlernen kommen wir dann gut zusammen, sie und ich.

Als sich mein dreijähriger Sohn Peter beklagt, der Sand in den damaligen riesigen Sandkisten auf der Jesuitenwiese sei nicht locker genug, um zu spielen, sagt der Obergärtner Polomini zu mir ganz einfach: „Nimm Dir die Burgenländer und stich's um!“. Wenig später war das dann auch zum Erstaunen des kleinen Sohnes erledigt.

Die Aufgaben wachsen. Aus dem ungehobelten Altholz einer abgebrochenen Halle in Hirschstetten soll ich eine Damentoilette bauen, ein Kübelklo! Ich wähle eine auf einfache Art herstellbare selbsttragende das Dach integrierende Schalenkonstruktion, verdeckt genagelt, die sodann viele Jahre auf dem Holzplatz stehen sollte.

Als Nächstes: Lastwagen-Aufbau für einen Klein-LKW aus der DDR aus dem nämlichen Altholz. Ich sage: „Wir haben ja eine Werkstätte mit zwei hauptamtlichen Arbeitern in unserer Dienststelle. Wieso machen die das nicht?“ Antwort: „Die können das nicht!“. Also wird eine kräftige auf einfachste Art und Weise auf- und absteckbare Klemm-Konstruktion entwickelt und hergestellt, die sodann jahrzehntelang durch den Prater fährt. Danach ist ein „Kliab-Tisch“ zu konstruieren und herzustellen, stark genug, dass ein mechanischer Keil darauf Wurzelstöcke zerkleinern kann.

Leider sieht mich wenige Wochen vor Ende des Wehersatzdienstes ein Obergärtner in der Dienstzeit außerhalb des Praters, wie ich gerade etwas für den Kinderladen besorge. Also Strafdienst! Im Februar im Freien bei kräftigen Minusgraden mit der Hand Wurzelstöcke zerkleinern! Und das während einer Zahn-Wurzelbehandlung mit ständigen Schmerzen! Schrecklich!

1980 – Entdeckungsreise in die Sozialdemokratie

In der Erinnerung „Als Betriebsrat bei der Staatssekretärin“ im neopubli- Buch „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“ wird erzählt, wie ich im Jahr 1980 der SPÖ beitrete, um all die Leute, die mich als Sozialbau-Betriebsrat der FSG nominiert und gewählt haben, nicht zu enttäuschen. Ich bin ja sogar als Betriebsrat in den Sozialbau- Aufsichtsrat delegiert. Im SPÖ Sekretariat am Praterstern 1 heißt es: „Der Sektionsleiter in der Sektion „Schüttel“, in deren Gebiet Du wohnst, ist der Dr Nikolaus Lebherz, ein Direktor der Gebietskrankenkasse.“ Der sei so nett. Da hätte ich es wirklich gut getroffen. Also gehe ich zu den Sektionsabenden, die jeden Donnerstag um 19:30 Uhr angesetzt sind. Dort wird mit dem „Niki“ die aktuelle Lokal-, Landes- und Bundespolitik diskutiert, es werden Vortrags- und Tanzveranstaltungen organisiert und es werden die örtlichen Mitglieder besucht. Gegrüßt wird häufig mit „Freundschaft“ und alle sind von vornherein per „Du“.

In diesen Tagen jogge ich mit dem Wolfgang Till aus der Schauspielschule durch den Prater. Auf der Jesuitenwiese fahren uns einige kräftige Hunde an. Sie sehen aus, als wären sie Bluthunde. Ein Schock! Sie gehören zu drei großen, massigen Kerlen in Tarngewändern. Bevor wir „Mucks“ machen können, ruft einer von ihnen: „Jetzt seid’s ganz ruhig, sonst hat er Euch!“ Wir sind ohnehin zu Salzsäulen erstarrt. Zum Glück gibt es keinen Hundebiss und die Gruppe entfernt sich. Ich erzähle diese Begebenheit in der Sektion und frage, ob nicht die abgelegene Wiese zwischen dem Wegkreuz mit dem Hydranten und der Rustenschacherallee als Hundewiese ausgewiesen und im Übrigen Leinenpflicht im Prater verhängt werden könnte. Einige Wochen später gibt es genau dort den ersten Hundeauslauf Wiens und im übrigen Prater Leinenpflicht. War meine Wortmeldung vielleicht der Anstoß dazu?

Gattin Johanna erzählt, sie werde im Umkreis unseres Wohnhauses von Freiern in Autos obszön angesprochen, die meinten, sie könnte eine der Prostituierten sein, die trotz Verbots in der Rustenschacherallee stünden. Ich gebe das in der Sektion weiter. Wenige Wochen später gibt es bei uns am Schüttel weder Prostituierte noch Freier!

Aufgrund dieser beiden positiven Erfahrungen wächst mein sozialdemokratisches Selbstbewusstsein. In meiner Arbeit in der Sozialbau geht es um Förderungsmittel für die Gebietsbetreuung der Stadterneuerung und die Forschung dazu. Hätte ich früher gebeten: „Herr Stadtrat, dürfen wir Ihnen unser Vorhaben vorstellen?“, so sage ich jetzt: „Du, Rudi, ich brauch’ was!“ Und tatsächlich, Stadtrat Rudolf Edllinger, mir bekannt als Kollege im Sozialbau- Aufsichtsrat, antwortet einfach: „Was brauchst’ denn?“.

Die Parteitage der SPÖ Wien sind bis in die Neunzigerjahre hinein das optimale Forum, an ihrem Rand sowohl mit den politisch, als auch mit den in der Verwaltung Beteiligten die mir beruflich übertragenen Projekte voran zu treiben.

Meine bisherigen Widerstände gegen politische Parteien beginnen weniger zu werden, zumindest was die Sozialdemokratie in Österreich betrifft. Dabei gibt es auch Auswüchse: Mag Fritz Hofmann, mein oberster Chef in der Sozialbau, - wo ich als Betriebsrat auch von ihm gelobte Betriebsausflüge organisiere, - sagt zu mir: „In der

Partei sind wir per „Du“, in der Firma sind wir per „Sie!“ Was davon mag nun das Echte sein, was das Gespielte? Niemand wird es je wissen! Seit 2021 schaut selbst Viktor Adler von seiner Plakette hinab auf mich Nachwuchs- Sozialdemokraten!

1988 – „Sterbehilfe“ abgewendet

Im „Fünfer“ von Lainz, wird die fünfundachtzigjährige Anna Achazi, - meine Tante Anni, - im Jahr 1988 zur Pflege aufgenommen. Wegen Schwäche und Verwirrungs-Zuständen war das Leben in ihrer Wohnung zusehends unmöglich. Wir hoffen, dass sie sich erholt und bald wieder selbständig leben kann. Ein dortiger Arzt, - ja, wirklich, ein Arzt, - sagt mir, „die wird nicht mehr“. Ich könne mich von ihr verabschieden. Dies kommt mir in Anbetracht ihres Zustands unglaublich vor und mehr als seltsam. Fachlich widersprechen kann ich nicht. Ich bin ja kein Mediziner. Ich muss also etwas anderes tun, um Tante Anni vor dem meines Erachtens keineswegs Unabwendlichem zu beschützen. Es gelingt mir tatsächlich, sie prompt zu mir in die Leopoldstadt, ins Pflegeheim im Augarten verlegen zu lassen. Rasch geht es ihr dort besser. Ich melde sie im Rathaus für das Josef Macho-Haus der Caritas der Erzdiözese in der Laufbergergasse in meinem Wohnviertel am Schüttel an. Wo muss ich nun intervenieren um rasch zu einem Zimmer zu kommen? Beim Pfarrer? Beim Kardinal? Beim Papst in Rom? Nein, - das alles ist gar nicht nötig! Nach ein paar Tagen ist ein Zimmer mit Loggia im ersten Stock bereitgestellt. Bevor sie umzieht, versucht Tante Anni, trotz allem wieder zu Hause zu leben. Nach drei Tagen ist klar: Das ist jetzt nicht möglich. Also zieht sie in das bereitgestellte Loggien-Zimmer.

Ein paar Monate später, - im April 1989, - steht in der Zeitung, drei Schwestern hätten im „Fünfer“ in Lainz Pfleglinge umgebracht. Das wundert mich in Anbetracht des Erlebten gar nicht. Ich erachte es sogar als die Bestätigung meiner Befürchtungen.

Die Tante Anni lebt im Macho-Haus weitere mehr als sechs Jahre in recht guter körperlicher und geistiger Gesundheit, wird zum 90er vom Bezirk geehrt und stirbt am 9. Juli 1995 in ihrem 91. Lebensjahr an Altersschwäche.

1988 – An der Kreuzung

Es wird Abend und ich warte mit dem Fahrrad bei Rot stadteinwärts in der Alserstraße an der Kreuzung mit der Landesgerichtsstraße. Es ist heute kein Termin mehr. Es steht mir frei, geradeaus weiter nach Hause zu fahren, oder mich vorher im Café „Alt Wien“ an die Theke zu stellen, oder in der nahen Studentensauna in der Laudongasse unter Bekannten zu schwitzen, oder im ebenfalls nahen Stadt-projekt- Büro in der Lindengasse 26 noch einiges fertig zu stellen. Ich bin selbst neugierig darauf, welche Richtung ich nehmen und was ich tun werde. Es wird Grün. Ich biege rechts ab und stelle im Büro noch etwas fertig, bevor ich heim fahre. Ich bin über diese Entscheidung des eigenen Unbewussten nicht nur überrascht. Ich bin erschüttert! Mein Weltbild ist gekippt! Bislang hielt ich „Arbeit“ für etwas Verabscheuenswürdiges, das nach Möglichkeit zu vermeiden ist. Zwölf Jahre Schule und acht Jahre Hochschule hatten mich das gelehrt. Überdies gilt „Arbeit“ doch laut der Bibel als die Strafe Gottes für den Sündenfall. Auch alle „Linken“ reden und schreiben seit je vom „Arbeitsleid“. „Arbeit macht impotent!“ und „Arbeit fördert den Krebs!“ hatte ich selbst als Student gepostet. Als pauschalierter Abteilungsleiter bekomme ich nicht einmal Überstunden ausbezahlt. Wieso gehe ich also freiwillig arbeiten? Offenbar deshalb, weil selbst mein Unbewusstes es für etwas Attraktives hält, in Anbetracht der „Mitfreude“ mit den Betroffenen bei der

geförderten Altbausanierung, - sowie für etwas Nötiges in Anbetracht finanzieller Schwierigkeiten der Stadt-projekt und des Wunsches nach Erhalten der Arbeitsplätze des ganzen Mitarbeitenden-Teams. Mit einem Mal ist das Leben nicht mehr aufgeteilt in das Erstrebenswerte, die Freizeit, und in das Abzulehnende, die Arbeit. Einiges an Zeitdruck ist auch weggefallen, da Sohn Peter bereits Vierzehn und weitgehend selbständig ist. In der Mitte des Lebens, mit 40 Jahren, ist nun alles zu einer Einheit geworden. Das zahlt sich auch aus! Im nächsten Jahr werde ich Einzelprokurist sein, 1991 nach bestandenen Prüfungen sowohl Architekt als auch Baumeister und von 1992 an bis weit über das Pensionsalter hinaus Geschäftsführer.

1988 – Wie die Dummheit schaden kann

Diese Erinnerung könnte auch im neopubli-Buch „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“ stehen, zeigt sie doch anhand eines Immobilienplanungs-Wettbewerbs allgemein Gültiges zum Thema der menschlichen Dummheit auf, und wie solche Dummheit Karrieren und Lebensläufe maßgeblich beeinflussen kann. Wie wichtig das Projekt des „Meiselmarkt“ für mich und die „Stadt-projekt“ war, ist im genannten Buch im Kapitel „Wie der Betriebsrat einen Auftrag akquiriert“ nachzulesen!

Die „Stadt-projekt“ aus der „Sozialbau“- Gruppe, bei der ich der zuständige Abteilungsleiter bin, hat die Aufgabe, die Wiener 40.000- Quadratmeter- Nutzfläche-Immobilie „Meiselmarkt“ zu entwickeln. Der bestehende Markt soll in das bereits leere riesige gründerzeitliche Trinkwasser- Reservoir übersiedeln und rundherum soll es ein Einkaufszentrum geben, Wohnungen, Büros und Arztpraxen. Für den Bebauungsplan verlangt der Planungsstadtrat Hannes Swoboda einen Wettbewerb geladener Teilnehmender. Der oder die Prämierten sollen dann auch mit der Objektplanung betraut werden. Die Stadt nominiert Wolfgang Brunbauer, damals 42, sich als Architekt gerade selbständig machender Oberbaurat des Magistrats mit „Salz der Erde“-Kunsterfahrung, der mit den Vorstudien betraut war und der daher jenen Wissensvorsprung hat, der eine Berücksichtigung bei der Prämierung nahe legt. Außerdem nominiert die Stadt Günter Feuerstein, damals 63, der 1968 spektakulär aus dem Lehrkörper der TU entfernt wurde, weil er Otto Muehl eingeladen hatte und um den es seit der Siedlung „Linz Hörsching“ 1977 recht still geworden war. Wir nominieren Rudolf Guttmann, damals 42, der sich bei der Planung eines innovativen frühen Holzhausprogramms der Sozialbau bewährt hatte.

Ein Eklat! Günter Feuerstein nimmt die Nominierung nicht an! Er meint, es sei ein abgekartetes Spiel. Wolfgang Brunbauer und Rudolf Guttmann würden seiner Meinung nach beauftragt und er sei bloß das chancenlose „Feigenblatt“. Ich kann den Günter nicht umstimmen. Die Stadt nominiert daher einen Teilnehmer nach, - ausgerechnet den Einkaufszentren-Gegner Rupert Falkner, damals 58, der seine zugunsten des Architektur- Ehepaars Hautmann zurückgestellten Entwürfe für den „Wiener Flur“ im Gemeindebau „Karl Wrba-Hof“ einige Jahre vorher hatte realisieren dürfen.

Wolfgang Brunbauer fühlt sich schlecht behandelt, weil er nicht freihändig beauftragt wird. Er ärgert sich über den Wettbewerb. Und er gibt in seinem Ärger nicht sein mit Magistrat und Entwicklung wohlabgestimmtes Projekt aus den beauftragten Studien ab, sondern ganz etwas anderes. Dieses Andere hat Hochhäuser an den Ecken! Wolfgang Brunbauer hätte ja wissen müssen, dass Hochhäuser wegen des Stadtmrisses nicht zulässig sind, - um den Blick von Schönbrunn „Gloriette“ nicht zu stören!

Somit kommen Wolfgang Bunbauer und Günter Feuerstein um ihre Prämierungen und um ihre Planungsaufträge. Das wären die Highlights in beiden Lebensläufen gewesen! Aus dem Wikipedia-Lebenslauf des Rupert Falkner jedenfalls knallt der vielfach preisgekrönte „Meiselmarkt“ heraus! Doch mit einem Einkaufszentren- Gegner ausgerechnet ein Einkaufszentrum zu planen, das war für uns damals wirklich nicht einfach, - doch was hätten wir tun sollen? Um wieviel lieber wären uns Wolfgang Brunbauer und Günter Feuerstein gewesen, die sich beide in völliger Verkennung der Lage selbst aus dem Spiel genommen haben. Schade!

1989 – Selbständig oder angestellt?

Wohnungsstadtrat Rudolf Edlinger fragt mich, ob ich die künftige „Gebietsberteuung der Stadterneuerung“ im Wiener Bezirk Brigittenau übernehmen möchte. Gedacht ist an eine Beauftragung als selbständiger Architekt, honoriert mit drei Millionen Schilling im Jahr. Das wäre in heutigem Geld etwa eine halbe Million Euro, - den Index der Verbraucherpreise berücksichtigend. Da gingen sich wohl zwei Fachkräfte und ein Sekretariat aus! Wäre also ein durchaus überlegenswertes Angebot. Ich beantworte die Anfrage jedoch spontan und dankend: Ich möchte bei der „Stadt-projekt“ bleiben. Ich meine nämlich, dass ich dort, - als angestellter Abteilungsleiter in der Sozialbau-Gruppe, - für Wien mehr beitragen kann, als wäre ich ein Freiberufler. Mit der „Gebietsbetreuung“ in der Brigittenau wird sodann Helmut Eisenmenger beauftragt, für geringeren Betrag.

Ich hatte gerade eben erst die Ziviltechnikerprüfung abgelegt und die Befugnis eines Architekten angemeldet, die das Ministerium im Februar 1990 erteilt. Natürlich denke ich über die Selbständigkeit nach, - in dieser Zeit aus der wirtschaftlichen Lage eines Alleinverdieners mit jungem Sohn und ohne Rücklagen. Als Architekt wäre ich Dienstleister und könnte über die Büroeinrichtung hinaus kein betriebliches Anlage-Vermögen aufbauen. Ich wäre dem Risiko der Auftragslage ausgesetzt und im steten Wettbewerb mit Mitbewerbenden. Bei Wirtschaftskrise und Bauflaute wäre es mit den Aufträgen schneller aus, als in anderen Sparten. Sinn machte so etwas nur in Verbindung mit stabiler Geschäftstätigkeit in anderen Sparten. Etwa im Export- Import-Handel mit edlen Baumaterialien, die die Kundschaft günstig beziehen kann, wenn sie mein Architekturbüro beauftragt: Handel ab Kinshasa, Rotterdam und Rio! Wie ich das bei der Muehl-Kommune gesehen habe! Oder Geschäftstätigkeit in der Gebäudeverwaltung, wo ich dem Architekturbüro Aufträge der Sanierungs- und Dachausbauplanung zukommen lassen kann. Meines früheren Chef's Erwin Christoph's Gattin besaß ja eine Gebäudeverwaltung. NUR Architekt sein, - das sehe ich damals und sehe es auch heute als viel zu riskant an.

Außerdem habe ich erlebt, wie viel ich als Angestellter bewirken kann, wenn ich mich nur geschickt anstelle! In der dritten Hierarchiestufe der Sozialbau-Gruppe kann ich im Weg des Verfassens eines Wohnbauforschungs-Berichts ein so wesentliches Bundesgesetz wie das Wohnhaussanierungsgesetz gestalten. Ohne die Einflüsse aus meiner Abteilung der „Stadt-projekt“ wäre Vieles bei der Altbausanierung in Wien anders verlaufen. Auch bei Neubauanlagen mit Nutzungs-Mischung, wie zum Beispiel dem Meiselmarkt, - der gerade im Jahr 1989 in seinem entscheidendem Planungsstadium ist. Ohne meinen Einfluss hätte sich auch die „Planabteilung“ der „Stadt-projekt“ ganz anders entwickelt, aus der vier Jahre später die „ARWAG Pro“ und sieben Jahre später die „ARWAG Bauträger“ werden sollte.

Meine Meinung ist auch heute noch: Bei gleicher Intensität des Einsatzes und bei gleicher fachlicher Versiertheit sind Angestellte in nennenswert großen Betrieben, die nicht Einzelpersonen gehören, viel selbständiger, als Selbständige! Sie können für die Gesellschaft auch weit mehr bewirken und schlafen letztendlich auch ruhiger, weil die Gefahr eines wirtschaftlichen Abstiegs in Angestelltenverhältnissen wohl auch geringer ist, als in der Selbständigkeit, - ebenso die Gefahr der Überschuldung.

Zum Glück hatte ich mein Berufsleben lang nie eine Stechuhr und war zumindest in den letzte Jahrzehnten in der Hierarchie unter jenen, deren Gehalt pauschaliert ist und nicht von fixen Arbeitszeiten bestimmt. Wie auch in der Selbständigkeit führt das in der Praxis des Arbeitslebens zu Arbeitsstunden weit über dem Kollektivvertrag, - doch freie Zeiteinteilung hat eben auch ihren Wert!

1991 - Sex und Immobilien

Handelte es sich bei den „Erinnerungen“ in meinem Buch „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“ um solche rund um Film, Fernsehen, Musik und Theater, hätte vermutlich die Hälfte der Geschichten persönliche Beziehungen zum Gegenstand, - Paarbildungen, Trennungen, Fremdgehen und Eifersucht.

Es handelt sich jedoch in diesem Buch bei den Erinnerungen um das Leben rund um Immobilien. Wäre das die einzige Form menschlichen Lebens, wäre die Menschheit zwar vielleicht auch nicht ausgestorben, - es gäbe aber wohl viel weniger Menschen!

In den über fünfzig im Buch betrachteten Jahren von 1968 bis 2021 gab es rund tausend Personen in den jeweiligen Unternehmen und sonstigen Gruppierungen, von denen berichtet wird, - je etwa zur Hälfte Frauen und Männer. Unter all diesen Personen kann sich der Verfasser an nicht mehr als es ganze acht Paar- Bildungen erinnern, - drei Mal davon ein und dieselbe männliche Person betreffend.

In der Regel, - wenn aus so wenigen Fällen eine Regel überhaupt ableitbar ist, - kam es zu stabilen Beziehungen in Partnerschaften von Personen, die in der Hierarchie annähernd gleich auf sind, wie die Beispiele der Paul's und der Tröscher's zeigen, sowie der Familien, die ich hier „Fesch“ und „Webelein“ nenne, - bis hin zu den „Urzeiten“ von Ursula und Wolfgang Bunbauer !

Und was ist mit diskreten Beziehungen?

Ja, - unter dem Mitarbeitenden der Sozialbau der achtziger Jahre war es Tradition und es bereitete einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen stets viel Freude, anlässlich der alljährlichen Bundes- Schimeisterschaften der Gemeinnützigen Wohnungswirtschaft Zimmer zu tauschen, sodass je Weiblein und Männlein zusammen lagen und nicht je zwei Weiblein und zwei Männlein !

Das war keineswegs geheim. Es wurde offen darüber gesprochen, - beim Frühstück zum Beispiel. Alle vor Ort wussten es. Allen bereitete es Freude. Alle würden auch diskret sein, - da waren sie sich völlig sicher, - und nichts der je auswärtigen Partnerschaft verraten! Ob es so etwas heute auch noch gibt, ist dem Verfasser nicht bekannt. Das Team der Urbanbau- Abteilung und später der Stadt-projekt hat es damals zwar mit Interesse mitbekommen, - vielleicht auch mit einem gewissen Neid, - und war nie daran beteiligt. Es haben sich einfach die passenden Paare nicht gefunden.

Etwas Besonderes war der plötzliche Aufstieg der „Gruppe Schiffamtsgasse“ die ja die „Stadt-projekt“, bei der ich beschäftigt war, per Jänner 1991 aus der Gruppe der Sozialbau herauskaufte. Aus dem Nichts waren Menschen, die vorher nicht annähernd solcher Rollen gewohnt waren, aufgerufen, ein bunt zusammen gewürfeltes „Irgendwas“

zu bilden - und Teile davon zu leiten, - das innerhalb von 15 Jahren 700.000 Quadratmeter Nutzfläche bauen sollte, - in heutigem Geld ein Investment von zwei Milliarden Euro!

Wenn es in dieser Situation nicht zu Macho- Träumen unerwartet mächtig gewordener männlicher Personen kommen sollte, wann denn dann? – Träumen von groupiehaft sich anschmiegenden Sekretärinnen im Büro, ergänzt durch eine liebevolle Gattin zu Hause. Ein Leben wie der Pharao Ramses, - und das im Wien der Neunziger Jahre !

Es gibt in der neuen Gruppe keine „gewachsene“ Unternehmens- Kultur, - doch es gibt Abhängigkeiten und Macht- Strukturen! Die können „von oben her“ ausgenützt werden, - am besten mit Damen, die Bücher, wie Maria Sauer-Peteani's „Liebesleiter“ von 1931 gelesen hatten, sich daher etwas an Karriere davon versprechen, - das ja dann auch wirklich eintritt, - und die sich nicht mit einem „me too“ an die Gewerkschaft wenden!

Die konkreten Beispiele nennt der Verfasser nicht, - obwohl sie eigentlich gar nicht wirklich geheim gehalten wurden. Nein, - die „Angekauften“ des Teams der Stadtprojekt haben sich kein Beispiel daran genommen! Und ja, - es gab auch von Jahr zu Jahr weniger solcher „Beispiele“! Heute gibt es das gar nicht mehr!

Also bleiben wir dabei: Bei Film, Fernsehen, Musik und Theater ist das anders! Rund um Immobilien spielt es sich nur wenig ab!

1993 – Der dritte Lebensabschnitt

Gattin Johanna mag besonders die Landschaft nördlich der Donau. Besonders gern ist sie bei ihrem Bauern in Niederneustift nahe Zwettel im Waldviertel und ebenso gern rund um den Oberleiser Berg im Weinviertel. In den Jahren 1997 bis 2013, in denen sie meine um billiges Geld erworbenen ausgedienten Dienstwagen Kadett Kombi und Opel Zafira übernimmt und ausfährt, ist sie oft und oft auch alleine dort. In den Jahren davor fahren wir gemeinsam mit dem Dienst-Kadett hin, den ich auch privat nutzen darf, und verbringen die Nächte beim Bauern. Im April 1993 möchte die Hanni mit mir von Niederneustift nach Zwettel und wieder zurück wandern. Immerhin zwei Mal acht Kilometer die rote Markierung über Schloss Rosenau den Fluss Zwettel entlang! Will sie vielleicht über etwas Besonderes sprechen?

Immerhin: Sohn Peter ist nun fast zwanzig Jahre alt, gerade von zu Hause in die mit dem Ableben der Mutter leer gewordene Wohnung meiner Eltern umgezogen und studiert erfolgreich Linguistik an der Universität. Johanna selbst hatte sich drei Jahre vorher mit dem Abschluss der Ausbildung zur Wirbelsäulengymnastik-Trainerin ein berufliches Standbein geschaffen und betreibt ihre Kurse mit ausgeklügeltem Musikprogramm zur Freude des Wiener Volkshochschulen-Leiters Michael Ludwig ebenso erfolgreich, - wenn auch nicht aufregend einträglich, - in diversen Wiener Volkshochschulen. Auch ich selbst bin gerade erst vom Prokuristen zum Geschäftsführer geworden. Ein neuer Lebensabschnitt hat somit begonnen. Einiges am materiellen Teil und am Zweck der Bindung der nun schon 25 Jahre währenden Gemeinschaft zwischen der Hanni und mir ist also weggefallen.

Ja! Johanna fragt tatsächlich rund heraus, ob ich sie auf ihrem weiteren Lebensweg wie bisher unterstützen werde. Die Frage drängt sich ja auf, trotzdem ist sie für mich einigermaßen überraschend. Ohne die Bindung der gemeinsamen Kindererziehung und der noch bis vor sechs Jahren drückend gewesenen Schulden stünde uns ja auch das Trennen der Lebenswege völlig frei. Doch ich denke nicht lange nach und sage „ja“. Johanna ist sichtlich erleichtert und sie ist wohl überzeugt, sie kann mir diesbezüglich

vertrauen. Die Entscheidung ist gefallen und sie wird weitere 26 Jahre halten, bis zu ihrem Ableben im Jahr 2019. Die Art des Zusammenlebens verändert sich allerdings. Ja, wir wohnen weiterhin gemeinsam in der Wohnung in der Böcklinstraße, - bis Johanna im Jahr 2014 ins Pflegewohnheim muss. Um das Jahr 2000 meldet sich Johanna für eine Migra-Wohnung in Stetten im Weinviertel an, zieht die Anmeldung doch bald wieder zurück. Doch unsere Bezugskreise entwickeln sich auseinander. Johanna will mit meinen gemeinnützigen Immobilien-Kreisen nichts zu tun haben und möchte auch nicht, dass ich in ihren Kreisen und in ihren Kursen auftauche. Daher hab ich nicht einmal ein Foto von ihren Kursen! Also geht zu meinen berufsbedingten gesellschaftlichen Terminen stets jemand anders als Begleitung mit. Meist ist es meine spätere Migra- Geschäftsführungs-Kollegin Anneliese Schütz. Ich bin ebenso froh, mit der Lieserl eine Person an der Seite zu haben, die bei den gemeinnützigen Immobilien zu Hause ist, wie auch Liesl, dass sie mich an ihrer Seite hat. Ihr Gatte Carlo ist nämlich Hochschul- Professor für Orgelkunde und Organist, welche Bereiche sie genauso wenig interessieren, wie ihn die gemeinnützigen Immobilien. Also meinen Lieserl und ich wohl mit Recht, es ist gerade unsere Freundschaft, die unsere beiden Ehen über all die Jahre gerettet hat!

1998 – Doch noch Koch!

Nach der Matura 1966 beginne ich, wie gesagt, nicht mit der ursprünglich angedachten Ausbildung zum Koch, sondern mit einem Architekturstudium. Zu Hause koche ich allerdings recht viel und bin in den Jahren 1975 bis 1977 die „Koch“ genannte Person im Großraumbüro der ARGE der Architekten Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus Wien, die täglich Aufstriche abtreibt und auch sonst gegen Kostenersatz für die täglichen Imbisse der Bürogemeinschaft sorgt. Und Anfang Juni 1998 segelt ein Duzend der leitenden oder sonst von ihm gewünschten Angestellten des ARWAG-Generaldirektors Franz Hauberl auf zwei Booten durch die Ägäis. Es ist dies der zweite Törn nach einem an der türkischen Küste, an dem ich nicht teilgenommen hatte. Unser Boot kommt am Hafen von Naoussa auf der Insel Paros an. Das zweite Boot ist noch auf See. Der als Koch ausersehene Walter Eberhart ist auf diesem anderen Boot. Doch von den Fischern haben wir einen zehn-Kilo-Kübel voll frischer Fische und Hunger haben wir auch. Also kaufe ich gemeinsam mit Anneliese Schütz auf dem winzigen Gemüsemarkt am Hafen das ein, was zusätzlich zu den Fischen noch nötig ist. In einem griechischen Kochbuch habe ich das Rezept „Psari sto forno“ gefunden, „Fisch im Rohr“. Viel Gemüse rund um die Fische! Ich möchte Petersil, doch mein Unbewusstes sagt schneller als ich denken kann zum Verkäufer „Petroselino“ und merkt nicht, dass das Bewusstsein ohnehin weiß, dass auf Neugriechisch vor allem das eigentlich türkische Wort „Maidanos“ gebraucht wird. Ich bekomme einen Buschen gereicht. Was ist denn das? Der Verkäufer hat „Selino“ verstanden und reicht mir Zellergrün! Das kannte ich bisher gar nicht. Doch es riecht gut und es muss hinein! Dann ist der „Fisch im Rohr“ fertig. Als das zweite Boot endlich einläuft, ist jedoch nichts mehr davon übrig. Meine Karriere als Schiffskoch hat somit begonnen! Ich habe nun neun Segelturns lang meine Aufgabe, verbunden mit dem Aussuchen von Wirtshäusern nahe der Häfen an Land. Am steilsten wird es 2008 auf den Seychellen sein, wo ich an zwölf Tagen neunzehn Mal koche und wir bloß fünf Mal einkehren. Das ist mir durchaus recht, da ich mit Wintschen, Seemannsknoten und Navigieren ohnehin nichts zu tun haben will und bei den Mietboot-Prospekten nur schaue: Wie viele Flammen? Wie viele Kühlschränke?

2001 – Verborgene Wirte

Von Kreta her ist mir bekannt, dass die besten Gastwirtschaften dort im Verborgenen sind, irgendwo ganz hinten und ohne Türschild. Wer sie nicht kennt oder empfohlen bekommt, findet sie nicht. Damals etwa „Cretan Stars“ in Aghios Nikolaos, „Petrina“ in Hersonisos und „Lukulos“ in Heraklion. Ohne den „Alfa Guide“ nicht zu finden, - ohne den griechischen Gault Millau, - den es dann bald nur mehr in griechischer Sprache und Schrift gibt! Weil es ja meine Aufgabe ist, anlässlich der Segeltörns die Restaurants auszuwählen und dort zu reservieren, merke ich: Die Geheimnistuerei um die edlen Restaurants ist keine kretische Besonderheit. Das ist auf den anderen griechischen Inseln genauso! Vielleicht, um Touristenströme fern zu halten? In der Folge kennzeichnende Beispiele von einem einzigen der neun Turns:

Schon das gediegene „Mylopetra“ im Ort Symi auf der gleichnamigen Insel liegt nicht dort, wo zu erwarten war, sondern eher abgelegen und fern vom Meer. Am 1. Juli 2001 essen wir dort zu Abend. Eine Woche später fahren wir auf Samos mit zwei Mietautos zum Bergdorf Manolates, queren es mühsam zu Fuß, können aber dabei das Lokal aus dem Alpha Guide nicht finden. Wir gehen hinter dem Dorf den Weg weiter bergan, verschwitzt und frustriert. Gerade, als wir enttäuscht umkehren wollen, sehe ich linker Hand auf einem Stein das Piktogramm des Alpha Guide. Ein Steig führt um den Stein herum. Mit einem Mal sind wir auf die Terrasse des gesuchten Restaurants „Filia“ mit Rundblick über das Hochtal bis aufs Meer hinaus! Vom großen Samos-Brand im Jahr vorher ist weder etwas zu sehen noch zu riechen!

Noch extremer erleben wir es aber auf Patmos zwei Tage vorher: Es geht um das „Käpten's Dinner“ unseres Skippers Peter Podsedensek. Da brauchen wir etwas Besonderes! Das beste Restaurant der Insel, das „Benetos“, hat geschlossen. Dann eben das „Kyma“, - berühmt für seine Fischgerichte! Es liegt einige Kilometer von unserem Anleger im Hafen, - um die Bucht herum. Also marschieren wir. Hügel auf und Hügel ab. Sodann die hoffentlich richtige Naturstraße in Richtung der Bucht nehmen! Ja, da ist ein Haus! Das muss es sein! Nein, es ist es nicht! Noch ein Haus! Wieder nichts! Nun ist die Straße an der Steilküste aber bereits zu Ende. Rundherum ist anscheinend nichts außer Natur und Einsamkeit! Offenbar haben wir eine falsche Abzweigung gewählt. Doch da! Am Steilabfall entdecke ich in der Dämmerung einen Verschlag, unauffällig, nicht viel größer als eine Telefonzelle. Zur Sicherheit gehe ich hin. Da führt ja eine Treppe nach unten! Ich winke die Anderen her. Wir gehen hinunter. Unglaublich: Unter uns auf einem Sandstrand liegen Holzbretter als Terrasse, wenige Zentimeter über dem Meer. Darauf stehen prächtig beleuchtet fein gedeckte Tische mit Blumenschmuck. Dahinter die Taverne. Die hellbraunen Felswände ringsum sind von Scheinwerfern angestrahlt. Gegenüber liegt der Ort „Chora“ mit dem eindrucksvollen Johannes- Kloster auf der Bergspitze. Der Vollmond ist gerade aufgegangen. Mitten über der Bucht! Als wär das alles nicht genug, gleitet ein Dreimaster herein, dessen Eigner offensichtlich auch gerne gut essen! Unser Tisch ist bereits vorbereitet. Wir speisen zu siebt, drei Frauen und vier Männer.

2002 - Bürokratie in Wien und in Antigua

Am Dienstag, 9. April 2002 ist Termin bei Karl Svoboda in der Favoritner Holbeingasse. Ich fahre mit Werner Scharf mit dem Dienstauto. Wir sind spät dran. In der Eile fahre ich in der Raxstraße an der Abzweigung vorbei. Also wende ich und überfahre dabei die

Sperrlinie. Hat das jemand gesehen? Ja! Die Polizei! Nach der Lenkererhebung erhalte ich eine Polizeistrafe. Die Übertretung ist richtig beschrieben. Auch Örtlichkeit, Wochentag und Uhrzeit stimmen. Doch das Datum! Da steht der 16. April! Genau eine Woche später! Offenbar haben sie bei der Polizei die Anzeigen gestapelt und bei der Weiterleitung die Woche nicht mehr genau gewusst. Also mache ich eine Eingabe. Beiliegend das Beweismittel von der Hafenmeisterei der französischen Karibik- Insel Guadeloupe: Am Dienstag, 16. April 2002 um 10:00 Uhr bin ich ebenso wie Werner Scharf als Crewmitglied des Seglers „Pillow“ auf dem Protokoll der Hafenpolizei notiert. Es ist ja einer von Franz Hauberl's Segeltörns mit der Leitung seines Vorstandsbereichs und mit Peter Podsedensek als Skipper. Ich schreibe auf die Eingabe, ich könne das aufklären, die Polizei möge mich kontaktieren. Das passiert jedoch nicht. So etwas ist in der Bürokratie nicht vorgesehen. Die weitere Verfolgung unterbleibt ganz einfach.

Am Tag nach der Registrierung auf Guadeloupe, Mittwoch 17. April 2002, erreicht die Crew gegen Abend Antigua, eine Insel, die ein eigener Staat ist. Die Boote werden dort mit Tauen an die Bäume der Hafenbucht gebunden, mit Kartons drauf, gegen Ratten. Mit dem Dinghi geht es zum einstöckigen Verwaltungsgebäude gegenüber. In mehreren Lokalen sind Grenzbehörde, Zollamt und Hafenmeisterei untergebracht. In jeder dieser Amtsstellen stehen die internationalen betuchten Segelcrews Schlange. Hier die Australier, da die US-Amerikaner und da wir. Alle müssen wir warten. Groß gewachsene und wohl beleibte weibliche und männliche beamtete Einheimische freut es sichtlich, uns warten zu lassen und uns daraufhin besonders genau zu erfassen. Am Abend schaffen wir die Grenzbehörde. Dürfen wir jetzt ins Land? Nein! Zurück aufs Schiff! Morgen Vormittag geht es weiter mit den anderen beiden Amtsstellen. Dürfen wir wenigstens ins noble Restaurant neben dem Verwaltungsgebäude? Ja, natürlich. DAS dürfen wir schon! Und das tun wir auch. Nach den amtlichen Akten am nächsten Vormittag brauche ich ein Taxi. Ich muss nämlich zum Flughafen, weil ich die Crew verlasse und früher als die anderen heimkehre. Auf dem Flughafen dasselbe Bild: Eine Bürokratie, die alles, was unter K&K durch Jahrhunderte in Wien aufgebaut wurde, erblassen ließe! Was aber anders ist: Auf Antigua scheint die Bürokratie den Einheimischen Spaß zu machen. Sie betreiben sie, als wäre sie ein Spiel!

2006 – Völlig unterschiedliche Belegschaften

Als ich im Alter von dreißig Jahren zum ersten Mal eine Belegschaft aufbauen darf, - ab 1979 die auf Altbausanierung spezialisierte „Urbanbau-Abteilung“ in der Sozialbau, - mache ich mir nicht viele Gedanken. Ich fragte einfach meine Studienkollegen aus „Projektgruppe Favoriten“ und Studienkommission, ob sie mitmachen möchten. So kommen ziemlich rasch hinter einander Timo Huber, Gustl Fröhlich, Peter Mlczoch und Johnny Winter als Angestellte in die Abteilung der Sozialbau. Aus dem Umfeld dieser Personen kommen der „Idi“ Hans Friedler, Fritz Hof und Günther Stöllberger. Nach der Umwandlung dieser Sozialbau-Abteilung in die Firma Stadt-projekt mit dem Jahreswechsel 1985/86, stoßen aus dem selben Umfeld Herrmann Simböck, Christian Schick, Maija Nowacek, Ursula Licka, Sam Amlacher, Hans Nevital und „Upi“ Pircher dazu. Da sind wir schon fünfzehn gleichaltrige Architektur-Absolventen, die den Kern der auf über siebzig Personen anwachsenden Stadt-projekt bilden, - und ab 1994 auch gleich der „ARWAG Projektentwicklung und Planung“, die ab 1997 „ARWAG Bauträger“ heißt. Ein Freundeskreis, dessen Struktur und Atmosphäre von miteinander

befreundeten Gleichaltrigen mit gleicher Ausbildung und mit der gleichartigen menschenfreundlichen Weltanschauung der „68er“ bestimmt wird.

Ganz anders die gemeinnützige Wohnungsgesellschaft „Migra“ die ich ab 1999 bis zur Pension 2017 leiten darf, jeweils zusammen einer Frau, zuerst mit Anneliese Schütz, ab 2003 mit Rosa Maria Dopf und ab 2010 mit Regina Freistritzer. Da bin ich um die Sechzig Jahre alt und mein Umfeld besteht aus fünfzehn bis zwanzig Personen, hauptsächlich sehr jungen Frauen! Wir sind zu drei Viertel weiblich und trotz meines Alters im Durchschnitt unter Dreißig! Die meisten der Leute waren vorher schon in der Unternehmensgruppe beschäftigt und ich konnte sie mir daher nicht aussuchen. Dazukommende in das wachsende Unternehmen werden in der Regel vom Kreis der Beschäftigten empfohlen. Für mich eine ganz andere Situation! Mehr Zurückhaltung ist nötig, weil die Leute mich privat ja gar nicht kennen, vom Alter her meine Kinder sein könnten und überdies das Abhängigkeitsverhältnis von jungen Frauen von ihnen vorgesetzten alternden Männern immer heikel ist. Was ist in so einer Lage nötig? Humor! Das gemeinsame Lachen macht Altersunterschiede, nicht selbst ausgesuchtes Umfeld und heikle Abhängigkeiten unbedeutend. Da ich zur selben Zeit auch die fünf bis zehn Personen umfassende Stabstelle „Projektentwicklung“ in der ARWAG leite, - eine Abspaltung von der ARWAG Bauträger, - werde ich als Bindeglied zwischen diesen beiden Gruppen wahrgenommen und die beiden Gruppen daher als zusammengehörig. Ohne mein Zutun entwickelt sich eine Gemeinsamkeit, die sich in privaten Freitag-Mittag-Treffen niederschlägt und ab dem Jahr 2010 in gemeinsamen zwei- bis dreitägigen jährlichen Ausflugsfahrten, nach Prag, nach Salzburg, nach Graz, etc..

Noch einmal ganz anders die „Kabelwerk“- Bauträger GmbH, - in Meidling ansässig, - die ich parallel zu Migra und Stabstelle Projektentwicklung von 2002 bis 2006 leite und aufbauen darf. Hier gibt es kein vorhandenes Personal und keine Studienkollegen. Das Unternehmen ist auf die Errichtung eines einzigen Stadtviertels ausgerichtet, das binnen zehn Jahren fertig gestellt wird. Wer hier einsteigt, weiß, in zehn Jahren ändert sich der Bedarf an Arbeitskraft grundsätzlich, sowohl was die Menge als auch was die Art der Tätigkeit betrifft. Was ist die Folge? Die Folge ist, dass sich im „Kabelwerk“ Personen in weit fortgeschrittener Lebensarbeitszeit sammeln. Ist der Altersdurchschnitt in der Migra unter Dreißig, so ist er in der „Kabelwerk“ über Fünfzig! Einmal noch vor der Pension an etwas Großem und Sozialem mitwirken! Das ist es! Und das ist auch das Erfolgsgeheimnis des „Kabelwerk“- Teams und seiner besonderen Produktivität! Mein Geschäftsführungs-Kollege ist bald der Peter Fleissner, ursprünglich bereits von der BAI zuerst nicht abkömmlicher Wunschkandidat gewesen. Es sammeln sich alternde Bauleiter rund um die Sekretärin Bettina Horeth, die zehn und fünfzehn Jahre vorher Stütze meines Teams in der Stadt-projekt gewesen war und die ich daher gern ins „Kabelwerk“ aufnehme. Selbst die in der Migra in verspätete Alterspension gegangene Anneliese Schütz ist als Leiterin von Rechnungswesen und Vertrieb wieder dabei!

Wir lernen aus diesen drei Erinnerungen: Ist gibt keine generelle Regel für den Aufbau von Arbeitsteams! Auf unterschiedliche Gegebenheiten ist eben unterschiedlich zu reagieren! Eine tröstliche Erkenntnis!

2007 - Abnehmen und wie das geht

Der „Ali“, Alois Mayer, verstorben Anfang 2023, war halbtags beim Zuwanderer-Fonds beschäftigt, - in der Gruppe der ARWAG- Holding AG. Hauptsächlich war er jedoch Wiener Gemeinderat und Vorsitzender der SPÖ Hietzing. Daher hat er in dieser Zeit

besten Zugang zur Klinik Hietzing in Lainz und empfiehlt mir stolz eine Vorsorge-Untersuchung dort mit den besten Spezialisten, - inklusive Übernachtung. Die Übernachtung lehne ich ab und beginne zu fürchten, es könne lang dauern. Im Juli 1998 sitzen der Ali und ein Primar tatsächlich in Lainz mir gegenüber. Deren besonderer Stolz: Das Endoskop! Die Reise durch den eigenen Dickdarm, als wäre er ein U-Bahn-Tunnel! Alles per Monitor zu sehen! Einfach so! Ohne Sedativ! Ohne Warnung, es könne vielleicht wehtun. Zum Glück tut es nicht weh und der Darm ist in Ordnung. Aber: Der Weg durch alle die Stationen in den einzelnen Pavillons dauert den ganzen Tag! Im Juni 2003 tu ich mir das erneut an, allerdings ohne die Reise durch den Darm. Dann eine Empfehlung der Anneliese Schütz: Die Ambulanz der SVA Sozialversicherung der Gewerblichen Wirtschaft in der Hartmannngasse in Margareten. Die seien dort extrem schnell! Also melde ich mich für Juli 2007 an, gleich in der Früh. An diesem Tag habe ich um 11 Uhr den damaligen Stadtrat Michael Ludwig im „Kabelwerk“ zu treffen, wegen Vergabe der 500sten Wohnung dort, - mit Medien. Das „Kabelwerk“ ist ja keine zehn Autominuten von der Hartmannngasse entfernt, da werde ich eben die Untersuchungs-Serie unterbrechen. Aber nein! Das ist gar nicht nötig! Ich habe im „Kabelwerk“ auf den Termin mit Stadtrat Ludwig zu warten, weil alle die vielen Untersuchungen um 10:00 Uhr bereits erledigt sind: Blut, Urin, Kot, Urologie, Augen, Ohren, Inneres, EKG, Gefäße, Ergometer und Ernährung! Ja, Ernährung! Die Waage sagt 89 Kilo ohne Kleider bei 182 cm Größe. Der Internist meint: „Herr Wasner, Sie sind zu schwer!“ „Was, zu schwer?“ „Ja, aber wir haben ja eine Ernährungsberatung!“ „Seit dem 68er Jahr beschäftige ich mich mit Ernährung!“ „Es kostet Sie ja nichts!“ „Also gut!“ Zu Silvester hatte ich ja immerhin 92 Kilo. Die nette Dame gibt mir eine Liste: „Sechs Tage lang jeden Bissen und jeden Schluck verzeichnen und dann wiederkommen!“ Oh je! Gleich am zweiten Tag ist das Bilanzessen der MIGRA. Der alkoholreichste Tag des Jahres! Ich schreibe ehrlich: Ein Bier, 0,8 Liter Weißwein und zwei Avena. Tags darauf ist es wegen einer privaten Feier nicht viel weniger! Zerknirscht komme ich zu der netten Dame. Die erschrickt: „Sie trinken Isostar! Lassen Sie das! Viel zu viel Zucker!“ Ich bin überrascht. „Sie trinken Waldbeerendicksaft! Lassen sie das! Viel zu viel Zucker!“ Oha! „Sie essen kein Frühstück! Frühstücken Sie!“ Na gut! „Und der Alkohol?“ „Ja, sie sollten weniger trinken, aber nicht wegen dem Gewicht!“

Die Aufgaben sind ja nicht schwer. Und die sollen wirken? Unglaublich! Im März darauf kann ich 76 Kilo notieren. Seit 2016 habe ich 80 kg nicht mehr erreicht und die letzten Jahre pendle ich zwischen 69 und 75. Bester Bodymaß-Index! Ohne Kur, ohne darben, nur mit den milden Hinweisen der Ernährungsberaterinnen der SVA! Seit dem Ruhestand und dem Ende des mit der Arbeit verbundenen geschäftlich-sozialen Zuprostens ist auch mein Alkoholkonsum nur mehr durchschnittlich ein Seidl pro Tag! Und seit dem Spitals-Aufenthalt wegen Sehnenrisses im Jahr 2014 rauche ich auch nur mehr in meinen Träumen in der Nacht und nicht mehr im wirklichen Leben!

2009 - Rangordnungen

Wunderbar bin ich mein ganzes Arbeitsleben und auch jenes in sonstigem sozialen Kontext gefahren, indem ich mich um Sachen wie Rangordnungen nicht aktiv gekümmert habe, - oder nur so, wie in der Folge berichtet. Sich mit so etwas Unerfreulichen zu beschäftigen, ist eine willentliche Entscheidung, - egal, ob ich nun ein Tier bin, oder ein Mensch. Das „sich selbst wahrnehmen“ sehe ich als eine wichtige Übung. Sie liegt im Bereich der Meditation. Natürlich geht es dabei um das Bemühen,

zu erkennen, von welcher sozialen Gruppe wir wo eingeordnet werden. Einmal erkannt, tut es uns gut, es zu akzeptieren. Meine persönliche Erfahrung damit ist folgende:

Im Kindergarten „Hegelgasse“ in der gutbürgerlichen Innenstadt, - mitten im Jahr quer einsteigend, - bin ich ganz unten im Gruppenranking. Sowohl für die „Tanten“ als auch für die „Mitkinder“. So etwas hatte ich nicht erwartet. Es trifft mich hart.

In der Volksschule Strohgassee, wo bürgerliche Elternhäuser damals in der Minderheit sind, bin ich sodann der Star, - weder von den Mitschülern, - damals ausschließlich Knaben, - noch von der Lehrerin je hinterfragt. Das verblüfft mich in Anbetracht der Kindergarten-Erfahrung und es erleichtert mich sehr.

In der Unterstufe des Innenstadt- RG Stubenbastei bin ich zu meinem Schrecken erneut ganz unten. Jener, dem das Jausenbrot weggenommen wird. Dort gibt es ja fast nur Kinder bürgerlicher Elternhäuser, - darunter auch solche wohlhabender Kommunisten, die ihre Kinder Russisch lernen lassen wollen.

In der Oberstufe und ebenso später in der Schauspielschule, in der „Projektgruppe Favoriten“ und in der „Kinderladen“- Gruppe, bin ich zu den vier einzigen Malen im Leben in einer mittleren Position, - weder Teil des „Auswurfs“, noch der „Chefpartie“.

Im Studium bin ich erneut verblüfft, als Studierendenvertreter gewählt zu werden und einer der von den Studierenden nicht hinterfragten Stars zu sein. Einige der Lehrenden tun sich schwer mit mir und halten mich für ungeeignet, - für andere Lehrende bin ich ebenfalls der Star, - da gibt es fast nur die beiden Extreme.

Auch beim „Struktur-Machen“ in den Gäste-Gruppen der Muehl-Kommune gibt es nur ein „ganz Unten“ oder „ganz Oben“, nichts „Mittleres“. Das „Struktur-Machen“ sollte allerdings nicht übertrieben werden, wie ich es bei den Muehlies erlebt habe.

Im Berufsleben werde ich zu meiner Verblüffung bereits im Jahr 1973, vor der ersten Staatsprüfung, - beide Staatsprüfungen sind im Jahr 1974, - als Bürochef eingesetzt.

Es ist mir nicht bewusst, je zu den Unterschieden im gesellschaftlichen Ranking etwas beigetragen zu haben, außer ganz einfach ZU SEIN. Das ändert sich bis zur Pensionierung nicht. Auch nicht im Betriebsrat, wo ich eine Zeitlang ein Mandat habe.

Die tatsächliche „Einser“- Position habe ich jedoch nur in den acht Jahren von Franz Hauberl's Ableben 2009 bis zur Pensionierung 2016 in der Migra inne, als alle schon wissen, ich bin in absehbarer Zeit in Alterspension.

Ich halte mich die drei Jahrzehnte zwischen 1979 und 2009 stets in der „Zweier-Position“, weil mein Unbewusstes die „Einser-Position“ ablehnt und meinen jeweiligen Chef oder meine jeweilige Chefin von sich aus der Öffentlichkeit als solchen und solche präsentiert. Warum es das tut, weiß mein Bewusstsein nicht. Es scheut wohl ein zu viel an Verantwortung. Das Unbewusste freut sich, dass sein intelligentes Alter-Ego „Bewusstsein“ die angestrebten Inhalte auch von der zweiten Position aus „durchbringt“. Wegen all dem werde ich auch alle die Jahrzehnte hindurch im Berufsleben nie angefeindet. Das halte ich rückblickend für unglaublich!

Ich lese, ein ehemaliger Leitwolf lehne es ab, ein zweites Mal Leitwolf zu werden. Der Erste am Morgen zu sein und der Letzte beim Schlafengehen, - das ist ja nicht lustig!

2010 – Am Bezirksgericht

In der 2009 fertiggestellten 170- Wohnungen- Migra-Bauträgerwettbewerbssiegs-Anlage Vorgartenstraße 221 mit Architekt Walter Stelzhammer habe ich neben einander einige vom öffentlichen Durchgang aus direkte zugängliche durchbindende Eigengarten-Maissonetten. Ich reduziere sie im Einvernehmen mit dem Migra- Vertrieb wegen der

Innenstiege im Nutzwertgutachten um 5% gegenüber den Geschosswohnungen. Die Nutzwerte bestimmen aufgrund der Wohnbauförderungs- Bedingungen die Mietenhöhe. Es gibt einen Einspruch gegen die Nutzwertfestsetzung. Geschosswohnungs- Mietende behaupten, Maissonetten seien doch nicht weniger wert, als Geschosswohnungen. Warum zahlen die Maissonetten- Mietenden also weniger an Miete, Betriebs- und Erhaltungskosten als die anderen? Ist das nicht vielleicht eine unzulässige Bevorzugung? Die Schlichtungsstelle gibt dem Einspruch recht. Die Magistratsabteilung 25 habe ihr geschrieben, da alle Wohnungen in gleicher Weise baubewilligt sind, müssten sie auch alle gleich viel wert sein. Ich gehe auf diese hahnebüchene Argumentation gar nicht ein und ziehe ab zu Gericht. Zur Verhandlung gehe ich alleine hin, ohne Rechtsbeistand. Die Klagsseite kommt mit Anwalt. Es sei doch üblich, dass Maissonetten einen höheren Wert hätten, als Geschosswohnungen. Ich gebe ihnen Recht: „Wir haben doch alle den Film „Das verflixte Siebte Jahr“ gesehen, Billy Wilder 1955. Marilyn Monroe kommt die Stiege herunter. Alle wollten damals wohnen, wie die Marilyn Monroe! Nur, - inzwischen kennen wir die Probleme: Das Gipsbein, die Grippe, das ständige ´rauf und ´runter Tragen, zwei Staubsauger, womöglich zwei Klo´s, etc., etc.“ Die Richterin unterbricht mich: „Hören Sie auf! Hören Sie auf! Ich habe selbst eine Maissonette- Wohnung! Schrecklich war das, als mich die Rettung holen musste!“ Aus ist die Verhandlung! Es sind keine Gutachten nötig! Kläger und Anwalt lassen die Köpfe hängen und ziehen wortlos ab.

2014 – Das Rauchen

Als Mittelschüler versuchen wir, in den Donauauen die dortigen Lianen zu rauchen. Weder diese Lianen, noch echte Zigaretten schmecken mir aber. In der Zeit des Wettkampfsports und des Langstrecken- Lauftrainings von 1967 bis 1971 kommt Rauchen für mich ohnehin nicht in Frage. Doch die „alternativen“ Studierenden in meinem Umfeld rauchen fast alle. Ich habe also das Bedürfnis, mich diesem sozialen Umfeld anzupassen. Mit dem Aufgeben des Wettkampfsports, - weil ich ohnehin mit drei Mal Training pro Woche nicht mehr als den „Wiener Meister“ erreichen kann, - im Jahr 1971 beginne ich daher mit dem Rauchen. Mit 23 Jahren. Ich will eben auch diesbezüglich dazu gehören! Nicht nur mit dem flauschigen als Altware erworbenen Damen- Fuchspelzmantel einer kleinen Person, den ich als Jacke mit hölzernen Vorhangringen statt Knöpfen trage. Nicht nur mit dem hin-und-wieder Haschisch Rauchen. Und nicht nur mit dem Vollbart, den ich allerdings auch wegen des Älteraussehens trage und wegen des Verbergens eines von mir fälschlich als „fliehend“ eingeschätztem Kinns. So rauche ich mich durch Hörsäle, Beiseln und Wohngemeinschaften. Allerdings wähle ich dafür eine möglichst leichte Sorte von Zigaretten, die „Falk“. In der eigenen Wohnung von Johanna und mir, - die wir ab 1969 haben, - rauchen wir beide selten. Als dann 1974 Sohn Peter zur Welt kommt, ist es überhaupt mit dem Rauchen zu Hause vorbei und es fängt nie wieder an. Aber außer Haus, bei der Arbeit und in Lokalen, da rauche ich stetig mehr und mehr, bis zum Maximum von durchschnittlich etwa 25 Zigaretten pro Tag in den Neunziger Jahren. Ja, das Rauchen regt das Denken an! Sind komplizierte Gedankengänge nötig, stehe ich damals sogar zu Hause vom Schreibtisch auf und gehe vor die Wohnungstür, um eine Zigarette zu rauchen. Darauf geht stets das Denken wirklich besser! Auch zur Stressbewältigung rauche ich. Zeitdruck, Begegnung mit mir unbekannten Leuten, soziale Spannungen, - all das führt stets zum Anzünden von Zigaretten. Schmecken tun

sie mir aber nie. Auch keine Zigarren. Als die medialen Warnungen überhand nehmen und der soziale Druck, mitzurauchen, abnimmt, beginne ich mit dem Reduzieren. Da geht so vor sich: Ab dem Beginn des Jahres 1999 notiere ich alle gekauften Stangen in meinem Kalender, zusätzlich auch die mir angebotenen und die mir abgeschnorrten Zigaretten. Das führt unmittelbar zum unbewussten Ehrgeiz hinsichtlich des Erfolgs der Reduzierung. Tatsächlich: Der Zigarettenkonsum geht in den fünfzehn Jahren bis 2013 sehr linear bis auf durchschnittlich zehn Stück am Tag zurück, - somit um durchschnittlich eine Zigarette am Tag pro Jahr. Im August 2014 ist es daher nicht mehr schwer, der Warnung eines Röntgenarztes nach der Operation der gerissenen Sehne Folge zu leisten und mit dem Rauchen vollständig aufzuhören.

Das Bedürfnis, damit wieder anzufangen oder zumindest eine einzige Zigarette zu rauchen, kommt glücklicher Weise bis jetzt nie. Allerdings. Im Traum in der Nacht ertappe ich mich immer wieder dabei, eine Zigarette anzuzünden und an dieser gleich die nächste. Stets in Stress-Situationen. Ich frage mich im Traum dann jedes Mal, wieso ich denn wieder rauche. Und ich bin erleichtert, wenn ich aufwache und bemerke, im echten Leben hab ich ja gar nicht geraucht!

2014 – Hilfsbereitschaft

An einem Freitagabend im August- des Jahres 2014 reißt die Sehne zwischen linkem Knie und Po, als ich eine automatische Rasenspeng-Anlage bei den Schützens abdrehen will und auf der nassen abschüssigen Wiese ausrutsche. Der linke Unterschenkel baumelt kraftlos. Zum Glück habe ich keine Schmerzen. Ich kann mit einem Bein mit dem Klapprad zum Auto radeln, das auf einem einen halben Kilometer entfernten Parkplatz steht. Wegen der Schaltungs-Automatik braucht es nur ein Bein zum Gas Geben und zum Bremsen. Ich schlafe gut allein zu Haus und habe nach wie vor keine Schmerzen. Andern Tags fahre ich, - erneut mit Auto und Klapprad, - ins Unfall-Krankenhaus „Lorenz Böhler“ und werde prompt mit Kreuzstich operiert. Die Sehne wird mit Kunststoffnägeln an den Knochen des Knies wieder befestigt. Ich habe einen Liegegips mit Spalt. Das Krückengehen wird mir beigebracht, auch treppauf und treppab. Samstag und Sonntag bin ich noch stark beeinträchtigt. Meine beruflichen Montag-Termine verlege ich ins „Böhler“. So gibt es nicht einmal einen einzigen Tag im Krankenstand! In der Rauchzone des Spitals rauche ich mit meinen Gästen die letzte Zigarette, bevor ich das Rauchen gänzlich aufgebe. Am nächsten Tag bin ich mit dem Liegegips, dem Rollstuhl und mit ärztlicher Erlaubnis wieder im Büro an der Arbeit und zu Besuch bei Gattin Johanna im Pflegewohnheim, wo sie seit Juli untergebracht ist. Ich übernachtete sodann ein letztes Mal im Spital. Am Dienstag habe ich bereits den Gehgips. Vom Knöchel bis zum Po mit gestrecktem Bein! Zum Glück ist das „Zafira“-Dienstauto groß genug für das Gipsbein, wenn ich mehrere Pölster auf den Sitz lege. Nun eben Rollstuhl Fahren und nicht mehr Klapprad! Fast drei Monate lang! Jetzt merke ich in der Stadt all das, was Rollstuhlfahrende eben merken: Stufen, Kopfsteinpflaster und Gefälle! Um schneller zu sein, treibe ich den Rollstuhl mit Doppelstockschub der Krücken an und nicht mit den Handringen. Da bin ich so schnell, als würde ich joggen! Beim Training auf der Hauptallee ernte ich Applaus! Und ich lerne nun die Menschen anders kennen, als bisher. „Kann ich Ihnen helfen?“ tönt es von jeder Seite, egal, ob ich gerade auf der Straße rolle oder ob ich gerade einkaufe. Ich lehne stets ab: „Danke für Ihr Angebot, aber wir Behinderten sind weit geschickter, als Sie denken!“ Manche lassen sich nicht abschütteln: „Kann ich nicht doch irgendwie behilflich sein?“ Mir wird

das dauernde Ablehnen zu bunt und ich antworte endlich doch einmal „ja!“ „Womit kann ich helfen?“ „Mit zehn Euro!“ Tatsächlich, die Dame hat einen Zehner in der Hand und drängt ihn mir auf. Ich sage „Mein Name ist Bill Gates und ich habe Geld genug“, doch mir wird nicht geglaubt. Mir bleibt nichts übrig, als solche Zehner zu nehmen.

Derartige persönlichen Erlebnisse bestätigen, was ich aus meinem Beruf weiß: Dort kann ich als Projektentwickler und als Geschäftsführer ein gutes Dutzend Einrichtungen für behinderte Menschen schaffen, jeweils integriert in Wohnhäuser: Pflegewohnheime und Tageszentren. Das verlangt in der Regel Einiges an Toleranz der anderen Bewohnenden. Doch Beschwerden bei der Gebäude-Verwaltung gibt es nicht! Von jeder Seite gibt es Verständnis und Hilfsbereitschaft. Ein eigentlich unerwartetes gutes Zeugnis für die Wiener Bevölkerung, über alle gesellschaftlichen Schichtungen und Gruppierungen hinweg!

2015 - Unbestechlich

Da war ich doch lange Jahre hindurch maßgeblich für Vergaben von Generalunternehmer- und Planungs-Leistungen größeren Umfangs sowie auch für die Vergabe von Wohnungen. Als Geschäftsführer der „ARWAG Bauträger GmbH“, die damals „ARWAG Projektentwicklung und Planung GmbH“ hieß in den Jahren 1993 bis 96, als Geschäftsführer der „Migra“ in den Jahren 1999 bis 2015 und als Geschäftsführer der „>kabelwerk< bauträger gmbh“ in den Jahren 2002 bis 06 und 2016 war ich, - wenn auch immer zusammen mit einer weiteren Person, - verantwortlich für Aufträge im Wert von nahezu einer halben Milliarde Euro. Während all dieser 23 Jahre hat nie jemand versucht, mich zu bestechen. Soll ich nun beleidigt sein? Gibt es vielleicht in Wirklichkeit weniger an Bestechung, als wir aus den Medien erfahren und daher auch gemeinhin glauben? Oder hielten mich alle für unbestechlich, weil ich blaue Augen habe und blonde Haare? Hielten sie mich alle vielleicht für zu naiv für die Korruption? Oder alles zusammen? Somit kann ich nicht einmal sagen, ich sei unbestechlich. Woher soll ich das denn wissen, wenn es nie jemand versucht hat?

2016 - Anneliese Schütz 30.8.1941 bis 9.3.2016

Für ihren Gatten Dr. Karl Schütz, den „Carlo“, der ihr im Jahr 2020 nachfolgt, formuliere ich den Nachruf meiner Freundin und Geschäftsführungs-Kollegin, die ihre letzten 20 Jahre ihr von mir entworfenes und baubeaufsichtigtes Kleingartenwohnhaus in der Döblinger Sillerstraße 54 bewohnt: Nach ihrer um acht Jahre verspäteten faktischen Alters-Pensionierung, in den Zehnerjahren, geht Anneliese Schütz vermehrt ihren Neigungen nach, - ihrer hochgeschätzten Kochkunst, dem Reisen, ihrem Garten und der Liebe zu den Tieren. Sie widmet sich auch mehr dem Kreis ihrer Freundinnen und Freunde, dessen von allen geliebter Mittelpunkt sie ist. In der Folge eines Sturzes in der Schiffskabine während einer Mittelmeer- und Atlantik-Kreuzfahrt über den Jahreswechsel mit Gatten und Freunden wird sie uns unverhofft entrissen, - mitten aus ihrem aktiven Leben.

Anneliese Zinggl wird als Kind steirischer Eltern in Wien geboren und wächst in Favoriten auf, - in den Jahren des Weltkriegs und danach. Sie findet ihre soziale Heimat in der Pfarre „St. Anton“, - als Jungscharführerin und im Kirchenchor. Aus diesem Chor geht eine stabile Runde junger Menschen hervor, später alles Ehepaare und bis zu Anneliese's Ableben in Freundschaft miteinander verbunden. Aus diesem Kreis heiratet

sie den späteren Universitätsprofessor für Orgelkunde und Organisten Karl Schütz. Sie ist ihm zeitlebens in allen Lebenslagen ein „Mentor“.

Nach Handelsakademieausbildung ist Anneliese Schütz Sekretärin im Wiener Büro des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften des Anton Benja. Nach der Babypause, - 1962 kommt Sohn Gerald zur Welt, - beginnt sie als Buchhalterin in einem Transport-Unternehmen. Sie übernimmt sodann in den frühen 80er Jahren den Aufbau und die Leitung des Rechnungswesens des Wiener Zuwanderer-Fonds, in der Folge auch der ARWAG Holding-AG und der Migra. Im Jahr 1991 lerne ich sie dort als Leiterin des Rechnungswesens unserer „Stadt-projekt“ kennen und wir sind bald befreundet. Elf Jahre lang, - vom 1.1.1990 bis 31.12.2000, - führt sie die Geschäfte der Migra Gemeinnützige Wohnungsges.m.b.H., zuerst zusammen mit Franz Schinogl, ab dessen Ruhestand gemeinsam mit mir. Aus einem „Nichts“ wird eine weithin anerkannte und sozial orientierte Bauvereinigung. Anneliese Schütz wird 1992 mit dem Goldenen Verdienstzeichen des Landes Wien und 1999 mit der Ernennung zur Kommerzialrätin ausgezeichnet. Der frühere Finanzstadtrat Hans Mayr würdigt sie launig: „Frau Schütz schiebt die Millionen nach rechts, sie schiebt sie nach links, - und sie weiß immer, wo sie sind“. Nach ihrem sechzigsten Lebensjahr, in der Zeit der Alterspension, sind Anneliese Schütz weitere acht Jahre lang Aufgaben der wirtschaftlichen Unternehmens-Führung übertragen, erst in der MIGRA, sodann in der >kabelwerk< Bauträger GmbH, die ich damals zusammen mit Peter Fleissner leite, wo sie ein letztes Mal ein Rechnungswesen aufbaut.

2017 - Vom Selbstbewusstsein der 68er zum heutigen Selbstbewusstsein

Wir schreiben das Jahr 1968! Wir gerade Herangewachsenen wissen, wer wir sind, - wir erkennen einander bereits von weitem am Schritt, - egal aus welchem Teil der Erde wir stammen. So übersetzt es im selben Jahr H.C. Artmann in Francois Villon's „Je connais tout“ hinein: „I' kenn sogar die Feind' und Freund' am Renna“. Kurt Smetana zeigt mir voll Begeisterung diesen Text. Eine Überprüfung des französischen Originals ergibt: die Zeile ist NUR von H.C.Artmann, gar nicht von Francois Villon! Und wir meinen ja alle damals, die Antworten für Alles zu kennen. Warum? Wegen unseres Infrage-Stellen des Althergebrachten, inklusive aller politischen Parteien! 1970 singt auch Paul Mc Cartney in „Let it Be“: „There will be an answer“! Es geht dabei um Frieden, um die Gemeinsamkeit aller „broken hearted people“ auf der Welt, um Marihuana und ein bisschen auch um Tröstliches aus „Sound of Music“. Aus diesem Selbstbewusstsein heraus heißt es damals: Wenn wir uns nicht dafür entscheiden, im indischen Goa zu leben, - dann eben hinein in unsere Institutionen! Wir verbessern sie von Innen! Inmitten der Bestie! Aber friedlich! Durch Menschenliebe, durch Kreativität und weil wir es eben besser wissen! Zuerst mit dem Selbstverständnis als unerkannte Partisanen, - wie anfangs auch ich bei der Mitarbeit in Architekturbüros, - später dann vorsitzend, geschäftsführend und ausgestattet mit Mandaten, - wie später auch ich in der Stadt-projekt, in der ARWAG, in der Migra und in der „Kabelwerk“! Die Entdeckung der „Spiegel- Neuronen“ hat 24 Jahre später erklärt, warum wir das tun! Weil nämlich „Hilfreich Sein“ den Helfenden Freude bereitet. Wir sehen: Das ist nicht nur damaliges Wunschdenken! Das ist oft und oft auch gelungen! Nicht nur mir! Erzählt wird aus verständlichen Gründen davon wenig! Unsere Urenkel, Enkel, - und sogar unsere inzwischen auch schon gealterten Kinder, - haben keine Möglichkeit, das wirklich nachzuvollziehen. Das ist aber auch gar nicht nötig!

Im Jahr 2017 aber höre ich Ed Sheeran „when we did not know the answers“ singen, in „Over the Castle on the Hill“, betreffend die Jugend der Kinder- und Enkel- Generation der so genannten „68er“ in der Zeit nach der Jahrtausendwende. Das erstaunt mich. In den späten sechziger Jahren hätten wir nicht gezweifelt, die Antworten zu kennen. Warum hat sich das so anders entwickelt? Warum? Vielleicht, - meine ich, - ist es so:

So wie meine Eltern, Tanten und Onkel auch, ist die gesamte Eltern-Generation der Jugendlichen der sechziger Jahre vom Krieg nachhaltig traumatisiert. Fast alle haben sie Furchtbares gesehen oder gar selbst erlebt, haben eine Anzahl ihrer Lieben verloren und haben schreckliche Erlebnisse zu erzählen oder zu verschweigen. Wegen der Kriegszerstörungen ist diese Eltern-Generation rund um die Uhr mit dem Wiederaufbau beschäftigt, - etwa Montag bis Samstag und jeden vierten Sonntag, - so wie auch mein Vater auf den Friedhöfen der Gemeinde Wien. Der Wiederaufbau ist im Jahr 1961 fertiggestellt - sogar auch Ecke Stephansplatz – Brandstätte - Rotenturmstraße, wo wir noch als Mittelschüler in der Bombenruine herumklettern. Es wird trotzdem nahezu ungebrochen weiter im „Wiederaufbau- Takt“ produziert. Ergebnis ist in Österreich und in Deutschland das sogenannte „Wirtschaftswunder“. Mitte der Sechziger ist es daher nicht mehr ungewöhnlich, - wie auch für meine Familie, - über Volkswagen, Fernseher, Kühlschrank, Waschmaschine, Zentralheizung, Bad und Kinderzimmer zu verfügen. Mein Kinderzimmer entsteht, als eine Hartfaserplatten-Wand unser bisher gemeinsames Schlafzimmer in zwei Räume teilt. Die Kriegsgeneration ist erleichtert über ihren kaum erwarteten Erfolg, die furchtbaren materiellen Verluste tatsächlich aufgeholt zu haben, und mehr als das! Sie fasst einerseits Vertrauen in Wirtschaft und Staat und leidet andererseits noch immer unter den Kriegs-Traumata.

Die Welt-Atomkriegs-Gefahr anlässlich der Kubakrise 1962 versetzt sowohl der Kriegs- als auch der Nachkriegs- Generation einen Schock. Sie veranlasst die Nachkriegs- Generation, einen eigenen Weg zu finden: Stopp dem ungebremsten Wachstum! Wir machen es anders! Hervor die Gefühle! Liebe, nicht Krieg! Bis zur Erdöl- Krise 1973 ist ja, wie anfangs gesagt, unter den 16- bis 25- Jährigen die Meinung verbreitet, sie wüssten auf Alles die Antwort. Diese Antwort ist vielfältig und allumfassend. Sie besteht aus Allem, das in der Buchhandlung der Brigitte Herrmann in der Grünangergasse zu kaufen ist. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit alphabetisch geordnet: Antiautoritäre Erziehung, außer-parlamentarische Opposition, Aussteigen, Buddhismus, Drogen-Erfahrung, Emanzipation, Frauenbewegung, Freie Sexualität, Friedensbewegung, Haus-Besetzen, Hedonismus, Improvisation, Indische Mantrams, Joga, Kommunenleben, Naturvolk-Kulturen, Meditation, Okkultes, Parapsychologie, Pop Art, Popmusik, Psychoanalyse, Sozialwissenschaft, Taoismus, Tarot, Tierkreiszeichen, Trotzismus, Umwelt, Upanischaden und weitere Weisheit aus Fernost.

Dementsprechend selbstbewusst scheinen die Antworten für das eigene Leben und das der Kinder klar zu sein, - auch im Vertrauen auf das aus kreativer Lockerheit entstehende überlegene Denken und Empfinden, das Bewusstes und Unbewusstes zu einer Einheit vereinigen soll. Vor dem Jahr 1973 mit dem Erdölchock gibt es ja zusätzlich den Arbeitskräftemangel. Die Unternehmen hofieren jede arbeitswillige Person. Die materiellen Probleme scheinen ein für alle Mal gelöst.

Die nächste Generation, - also auch Sohn Peter, - hat daher Leute als Eltern, - also auch Johanna und mich, - die Alles zu kennen und Alles zu wissen meinen. „Besserwisser“ mit Blume im Haar und Joint an den Lippen, die gerade in ihrer Alternativlosigkeit zu individualistisch- alternativ- altruistischer Freizügigkeit keinen

Raum für Anderes lassen. Diese Lebensart setzt sich auch nach dem Erdöl-Schock fort, trotz beginnender Arbeitslosigkeit, die auch mich zum Geldverdienen in den Einlegesaal des „Kurier“ führt, da den Architekturbüros die Aufträge fehlen.

Geben sich angepasste Charaktere mit angepassten Lebens- Umständen ab Mitte der sechziger Jahre bis weit in die Siebziger hinein den Anschein der Non-Konformität, - wie auch ich in meiner alten Fuchspelz-Jacke, - so geben sich in den späteren Jahrzehnten durchaus nonkonforme Charaktere mit ganz und gar nicht angepassten Lebens- Umständen den Anschein der Angepasstheit, - um Arbeit zu finden und dann auch in Kenntnis der immer weiter reichenden technischen Überwachungs- Möglichkeiten. Das „...when we did not know the answers“ ist vor diesem Hintergrund nur allzu verständlich! Ich habe nun zuerst eine Zeit erlebt, in der eine ganze Generation an verbindliche und für uns alle unmittelbar einsichtige Antworten glaubt, - und sodann eine Zeit, in der es allgemeiner Konsens ist, verbindliche Antworten seien gar nicht möglich. Dies führt dazu, dass ich heute an beidem zweifle. Solang es mich nicht belastet, ist es O.K.!

2019 - Johanna Rengelshausen–Wasner 16.8.1945 bis 9.10.2019

Und noch ein Nachruf: Wegen einer Embolie muss trotz sofortigem Rettungs- Einsatz der Johanna, der „Hanni“, am 08.12.2013 das rechte Bein oberhalb des Knies abgenommen werden. Nach einem halben Jahr im Krankenhaus „Rudolfsstiftung“, heute „Klinik Landstraße“, lebt sie bis zum Schluss im Pflegewohnhaus der Caritas St Teresa 1220 Erzherzog Karl- Straße 129B, wo ich sie täglich besuche. Ihr Tinnitus ist vergangen. Hanni ist mit dem Rollstuhl in der Lage zur gemeinsamen Hurtigrouten-Fahrt über das Nordkap, vom 9. bis 22. Juli 2015, sowie zu zwei je fünfwöchigen Rehab´s in Gröbming zum Erlernen des Prothesengehens. Viele Ausflüge führen in die Umgebung Wiens, oft auf die Hohe Wand. Zur geplanten Rückkehr in die Wohnung kommt es nicht mehr. Plötzliche Verschlechterung von Herzproblemen führt nach sechs Tagen im Donaupital zum Herzversagen. Ein persönliches Beileidschreiben des Bürgermeisters Michael Ludwig, der sie als Kursleiterin für Wirbelsäulen-Gymnastik sehr geschätzt hat, lese ich der Trauergemeinde auf dem Zentralfriedhof vor.

Ein Rückblick auf ihr Leben: Am 16.8.1945, genau genommen noch in den letzten Minuten des 15. August, kommt Hanni in der Marxergasse 27 zur Welt. Mutter ist Martha Pfister, Kontoristin, später Prokuristin, geboren 25.9.1919, die ab der Heirat am 1. Oktober 1947 Rengelshausen heißt. Vater ist Hans Hugo Rengelshausen, Elektro-Ingenieur, geboren am 14.8.1905 in Berlin Charlottenburg. Sie wohnen in der Landstraßer Hauptstraße 13. Hanni wird am 28.8.1945 in St. Otmar getauft. Taufpatin ist die verwandte Schauspielerin Steffi Pfister–Ebenhöh. Später kommen die Brüder Wolfgang und Bernd zur Welt.

Vom 3.9.1951 bis 4.7.1959 besucht Hanni die Kloster- Volks- und Hauptschule Erdbergstraße 70, sodann bis 28.6.1963 die Berufsschule für Großhandel, 1150 Kauergasse 5, Fachklasse für Bau- und Brennstoffe. Am 5.12.1963 erwirbt sie den Kaufmannsgehilfen- Brief der Wirtschaftskammer. Im November 1966 erhält Hanni im Convent of Notre Dame, Cobham, Surrey, das Zertifikat erster Klasse in Englischer Sprache des Pitman Examinations Institute.

Vom 1.9.1960 bis 3.8.1963 ist Hanni Lehrling bei Elias Schapira, Holzgroßhandel Linke Wienzeile 4. Am 30.9.1964 verlässt sie auf eigenem Wunsch das Unternehmen. Bis Ende 1965 ist sie dann Bearbeiterin bei der Assicurazione Generali und bereitet von dort aus ihre weitere Ausbildung vor.

Das Jahr 1966 über ist Hanni Au Pair bei der Ärzte- Familie Robinson in Cobham Surrey südlich von London. Vom 1.2.1967 bis 30.11.1967 ist sie Stenotypistin mit Englisch-Kenntnissen für den Studentenaustausch der ÖKISTA. Es folgen bis 30.4.1972 Jahre als Instituts- Sekretärin an der Technischen Universität Wien, Institute für Hochfrequenztechnik und für Baustatik. Ein geplantes USA-Jahr muss wegen Gehirnhaut-Erkrankung entfallen. Ab Herbst 1967 besucht Hanni des Abends die Schauspielschule mit Öffentlichkeitsrecht Anna Lamberg-Offer und schließt am 15.9.1971 ab, - mit sehr gutem Erfolg bei der Reifeprüfung für den Bühnenberuf. Im Herbst 1967 lernt sie mich an dieser Schule kennen. Wir ziehen in ein als Wohnung vermietetes Bügelzimmer in der Karolinengasse 9. Aus der Begleitung zu meinen Lauftrainings heraus kommt es am 6.10.1968 zu einem Sieg bei den Österreichischen Mannschafts- Meisterschaften im Orientierungslauf in Leibnitz und zu weiteren sportlichen Erfolgen Hanni's. Das Jahr 1972 verbringt sie in Westberlin, mit Schauspiel-Versuchen und Servieren in der Konditorei Kranzler. Die ersten Monate 1973 ist Hanni Erzieherin bei Edith Schönborn-Buchheim in Kitzbühel. Es folgen Jobs in Südtirol und Kärnten. Sodann arbeitet sie in der Pensionsversicherungsanstalt.

Am 04.07.1973 heiraten wir am Standesamt Wien 3. Am 9.2.1974 kommt unser Sohn Peter zur Welt. Nach zwei Jahren in der Großenzersdorfer Hader Straße und einigen Monaten in Landstraßer Hauptstraße 13 ziehen wir in die Böcklinstraße 104/17, wo wir bleiben. Den Doppelnamen gibt es erst seit 8.8.1997.

Im Herbst 1976 gründet Hanni zusammen mit Emma Demant und Brigitte Woda den „Kinderladen“ Tempelgasse, einen Privatkindergarten mit Kindergärtnerin, den Peter und etwa ein Dutzend andere Kinder bis zur Volksschule besuchen. Gern ist Hanni in Cornwall, in der Bretagne und auf den Inseln Kreta, Gavdos und Santorini, meist mit der Familie, öfters auch ganz allein.

Als Peter heran wächst, absolviert Hanni die Ausbildung in Wirbelsäulen- Gymnastik und ist ab 1992 erfolgreiche Kursleiterin an Wiener Volkshochschulen, deren Leiter Dr Michael Ludwig sie wie gesagt sehr schätzt. Mit dem Jahr 2000 muss sie wegen Tinnitus diese Tätigkeit aufgeben. Ab August 2005 ist Hanni in Alterspension.

2022 – Pandemie

Meine berufliche Arbeit hatte stets mit vielen Menschen zu tun. Im AKH sitze ich im Großraumbüro, die „Gebietsbetreuung“ der Stadterneuerung ist ein stets offenes Gassenlokal, sowohl in der Sozialbau- als auch in der Arwag- Gruppe bin ich ständig von Menschen umgeben. Ehegattin Johanna schätzt es nicht, meine Kontakte aus der Arbeitswelt, aus der Schulzeit und aus der SPÖ zu Hause in der Wohnung zu pflegen. Die Räume seien dafür zu klein. Daher gibt es kein „offenes Haus“, sondern ich weiche für solche Kontakte zu Wirten und in die Wohnungen der jeweils anderen aus. Ich bin und wohne mein Lebtage nie allein, - außer einiger weniger Tage auf Solo-Reisen, - und frage mich daher oftmals, wie das wäre, sollte es sich das einmal ergeben. Und dann endet Anfang 2020 mein letztes Arbeitsverhältnis und meine Gattin stirbt kurz davor im Oktober 2019. Bevor ich mich darauf noch einstellen kann, kommt mit Freitag 13. März 2020 der totale „Shutdown“ wegen der Corona- Pandemie. Dieser „Shutdown“ wird uns in der strengen Form bis Juni verfolgen und sodann in Wellen bis April 2022, zwei ganze Jahre lang! Mein gerade beginnendes Doktorats-Studium an der TU findet nun online statt, auch die SPÖ- Sektionsabende und die BSA- Treffen. Zwei der von mir organisierten Leopoldstädter Bezirksläufe habe ich abzusagen. Die „Sargfabrik“-Sauna

ist geschlossen. Ich kaufe mit Maske bei „Billa plus“ ein, immer des Freitags bei der Öffnung um 7:20 Uhr. Ich laufe zum Training dreimal pro der Woche rund ums Praterstadion herum, wo des Morgens keine Menschen sind, deren Atemluft ansteckend sein könnte. Ich begegne persönlich nur mehr Wenigen: Einmal pro Woche treffe in dessen Garten den Carlo, - der im Folgejahr sterben wird, - und in größeren Abständen begegne ich meinem Sohn Peter. Trotzdem habe ich immer genug zu tun! Mit der Arbeit an der Dissertation und an den fallweisen Nutzwert-Gutachten, mit eigenen Texten, mit der zunehmenden eMail-Korrespondenz innerhalb der „BSA-SeniorInnen“, mit dem vermehrten Verfolgen der Nachrichten und mit der Hausarbeit. Kino, Theater und Konzert habe ich seit dem Aufgeben der Schauspielschule Ende 1972 ohnehin nicht mehr auf eigenen Antrieb aufgesucht. Es geht mir daher gar nichts ab! Ganz im Gegenteil! Es fühlt sich als wahre Erholung an, nach den unzähligen stressigen Jahren! Als Mehrfach-Pensionist habe ich auch keine wirtschaftliche Einbuße. Mein ehemaliges berufliches Umfeld in Migra, Arwag und „Kabelwerk“ hat auch keine wirtschaftlichen Einbußen. Gerhard Moser und andere Bezugspersonen jammern daher auch nicht über solche. Ich denke, die am „Shutdown“ besonders leidenden Publikums- Sparten leiden daran wegen ihrer spezialisierten eindimensionalen Ausrichtung, - die Gastronomie, die Beherbergung, die Veranstaltungsbranchen, der Verkehr und einzelne Bereiche des Einzelhandels. Selbständige könnten ja immer mehrere Standbeine haben und die Schwerpunkte verlagern, wenn Wirtschafts-, Gesundheits-, Liefer- oder Sicherheits-Krisen das erfordern. Die Pandemie lehrt uns nun, sie sollen das auch! Die so oft propagierte Reduktion auf das „Kerngeschäft“ zeigt sich als besonders anfällig bei Krisen. Allen, die in ihrem Tätigkeitsspektrum zum Beispiel auch einträgliche online-Geschäfte betrieben, haben die Coronakrise wirtschaftlich weniger oder gar nicht gespürt!

Kaum gibt es die Impfung, beteilige ich mich daran und frische auf, wie angeraten. Ende September 2022 bekomme ich trotzdem Corona, wohl im Pulk beim Start des Business-Run am 22.9. angesteckt, dessen Start in einer Arwag- Mannschaft ich leider zugesagt hatte. Der Test bleibt bis 8.10. positiv, mehr als zwei Wochen lang! Schade darum, was ich in den ersten Oktobertagen alles versäume und schade, dass ich vor dem Auftreten der Symptome offensichtlich auch selbst eine Freundin angesteckt habe! Meine Symptome waren nur leicht und sie hätten mich in einem Arbeitsverhältnis nicht dazu bewogen, wegen ihnen in den Krankenstand zu gehen: Es gibt zwei Tage lang Erschöpfungs- und Kältegefühl, Durchfall und Husten, jedoch kein Fieber.

Schlussendlich bin ich sogar froh, an Corona erkrankt gewesen zu sein und Berichte über diese Krankheit mit einer persönlichen Erfahrung verbinden zu können.

2023 - Tanz und ich

Bis zur Tanzschule im Kreis der Schulfreunde der nur aus Jungen bestehenden siebenten Klasse hab ich keine Erinnerung, je getanzt zu haben. Bei Willy Fränzl im Konzerthaus lernen wir die gängigen Tanzschritte. Mit Ausnahme des Walzers vergesse ich sie alle bald wieder. Beim Elmayer-Kränzchen im Sophiensaal am Faschings-Dienstag 1966 tanze ich stundenlang mit Christine Wix und lieg sodann tagelang mit einer Coca-Cola-Vergiftung im Bett. Der aufkommende „Shake“ in den Diskotheken, - das von Tanzschritten freie Tanzen, - macht ein Memorieren selbst von Boogie- und Rock- Schritten obsolet. In den Jahren der Schauspielschule 1967 bis 1971 wird mir das Talent zur Pantomime zugebilligt, das ja für den Tanz nicht unwesentlich ist. Ich erlebe,

wie nach längerer Einstimmung das freie Tanzen wie von selbst geht und von der jeweiligen Partnerin und den Leuten rundum auch zustimmend wahrgenommen wird. 1975 im Amsterdamer „Melkweg“ darf ich erleben, wie unter dem Einfluss von Rauchmitteln, die mir aus der Umgebung so einfach angeboten werden, - welche, weiß ich gar nicht, - die Musik gleichsam fest wird: Es gibt in diesem Zustand nur eine einzige Art, sich zur Musik zu bewegen. Gelingt es, so locker zu lassen, dass der innere Monolog aufhört, dann geht das seither auch ohne Rauschmittel! Auf dieser Basis finde ich in den Diskotheken Kretas in den Urlauben mir im Übrigen unbekannte Partnerinnen, die gern mit mir tanzen und ihre Partner um Toleranz dafür bitten. Da gibt es Übereinstimmung mit gegenseitigem Aufschaukeln und Herausfordern Die Bar spendet mir für diese Art des Tanzens anerkennend auch Getränke. Ich werde sogar mehrmals gefragt, - auch in Österreich, - ob ich nicht vielleicht ein Profitänzer bin. Zu welcher Musik ich in den Diskotheken tanze, weiß ich gar nicht. Ich kenne zwar die Stücke alle, weiß jedoch bis heute nicht, wie sie heißen und wer sie performt.

Mit Gattin Johanna tanze ich hin und wieder, wenn wir entsprechend unterwegs sind. Eine Übereinstimmung mit gegenseitigem Aufschaukeln und Herausfordern, wie ich es beschrieben habe, gibt es mit ihr jedoch nicht. Ebenso wenig mit Frauen aus meinem Arbeits- und sonstigem Umfeld. Es kommt eigentlich nur dann dazu, wenn ich alleine in einer Disko bin und eine Partnerin finde, die darauf einzusteigen disponiert ist. Als Betriebsrat ab dem Jahr 1980 ist es mir peinlich, bei den firmeninternen Feiern die üblichen Tanzschritte mit Ausnahme des Walzers gar nicht zu können. Oft denke ich an erneutes Lernen in einer Tanzschule, finde aber nie einen Anfang dafür. Also bleiben für solche Events nur die Walzer, die langsamen Walzer und die Musikstücke, zu denen wir shaken können. Mit dem Jahr 1993 und dem Umzug der Firma Stadt-projekt aus der Nähe der Diskothek „Titanic“ in die wohnungsnaher Würtzlerstraße hören die Diskothek-Besuche überhaupt auf. Vielleicht ist das auch wegen des Lebensalters. Ich bin ja damals bereits Mittvierziger. Das Tanzen ist seitdem auf Betriebsfeiern beschränkt, - zu denen ich auch als Pensionist eingeladen bin, - und auf die Feiern im Rahmen der SPÖ-Sektion. Wenn ich mir heute kurz vor so einer Feier die Rock ´n Roll- Schritte im Internet ansehe, kann ich sie dann sogar tanzen, - hab sie allerdings am nächsten Tag wieder vergessen und muss bei Bedarf erneut ins Internet. Jedenfalls tanze ich nach wie vor gern und würde das mit den Schritten auch gern aus dem Internet soweit lernen, dass es das Unbewusste fixiert. Sinn machte dies allerdings nur, wenn ich auf Dauer Partnerinnen finde, mit denen ich die beschriebene Übereinstimmung habe.

2023 – ... als wäre das Leben ewig

Bereits in der Volksschule höre ich, alle sieben Jahre erneuern sich die Zellen des menschlichen Körpers. Daraus entnehme ich seither, - sollte ich nicht wegen Krankheit, Unfall oder Gewalt innerhalb der je nächsten sieben Jahre sterben, - würde ich, so wie ich bin, gar nicht sterben, sondern es stürbe dann ein ganz ein anderer Mensch, als jener, der ich heute bin. Die Lehre aus dieser Erkenntnis: Sport betreiben, gesund ernähren und durch Vorsicht Lebensgefahren vermeiden! Gelingt das, wäre statistisch gesehen das Risiko, in den jeweils nächsten sieben Jahren sterben zu müssen, ziemlich gering. Die gefühlte Folge: So, wie ich bin, sterbe ich aller Voraussicht nach überhaupt nicht! Es ist so, als wäre das Leben ewig!

Nun bin ich aber im Jahr 2023 fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Genau in diesem Alter ist mein Vater gestorben. Ich lese, die mittlere Lebenserwartung für Männer beträgt

heute in Wien achtundsiebzig Jahre und in Österreich neunundsiebzig. Das bedeutet: Die Wahrscheinlichkeit, dass mein Tod innerhalb der kommenden sieben Jahre erfolgen könnte, ist sprunghaft gestiegen, - zumindest Versicherungs- mathematisch betrachtet. Somit ist auch die Gefahr gestiegen, dass dann nicht ein ganz ein anderer Mensch stirbt, der aus ganz anderen Zellen besteht, sondern wirklich ich selbst, so wie ich heute bin. Diese Erkenntnis ist nicht angenehm!

Ich tröste mich zwar heute damit, dass die statistische Lebenserwartung von fünfundsiebzig- jährigen Männern, die Sport betreiben, sich gesund ernähren, nicht rauchen, stets vorsichtig sind und jüngst bei der Vorsorge-Untersuchung für gesund und biologisch fünfzehn Jahre jünger befunden, - weit höher ist, als achtundsiebzig oder neunundsiebzig Jahre. Aber ich mache mich langsam mit der Idee vertraut, es könnte nun doch tatsächlich ich selbst sein, der stirbt, weil ja ein Ableben innerhalb der jeweils kommenden sieben Jahre inzwischen mit ernst zu nehmendem Ausmaß an Wahrscheinlichkeit vorhersehbar geworden ist.

Grab, Sarg und Begräbnis sind daher bereits bestellt und bezahlt. Auch alle die unüberschaubar vielen Codes, Pins, Pucks, Keys, Benutzer-Namen, Passworte und Nummern sowie der Nachlass sind notiert und zugänglich verwahrt.

Zum Glück fällt mir nichts ein, was ich im Leben noch unbedingt erreichen möchte. Es ist von Allem bereits ausreichend viel in der Erinnerung gespeichert, - weit mehr, als vorher je erwartet oder zu erwarten gewesen. Gefühls-mäßig, sozial, materiell und geographisch! Liebe, Gemeinschaft, - auch betreffend sozialem Handelns, - ein ausreichendes Auskommen und mehr Reisen in die Fernen, als ich es von mir aus anstrebe! Ja! Genau das Leben, wie ich es jetzt in der Pension führen darf, das würde ich wirklich gern ewig leben wollen, - zumindest aber immer die jeweils folgenden sieben Jahre! Das wäre auch für mein familiäres und sonstiges Umfeld nicht das Schlechteste! Das einzige, was vielleicht noch fehlte, wäre ganz zum Schluss ein schöner Tod. Kein Siechtum, keine Qualen! Bislang hatte ich immer darauf gehofft, irgendwann einmal einfach nicht mehr aufzuwachen. Als ich diese Zeilen zum Jahreswechsel 2023 / 2024 schiebe, beginnt es mir aber in den Sinn zu kommen, ohne einen bewusst miterlebten feierlichen natürlichen Tod würde dem Leben vielleicht doch noch etwas gefehlt haben.

2024 – Als wollte jemand beweisen, dass es Wunder gibt

Am Donnerstag 22. Februar 2024 fahre ich um 17:20 Uhr mit dem Rad auf dem auf der Fahrbahn markierten Radweg die Hütteldorfer Straße von der Schmelz bergab. Ich trage eine warme Jacke, habe meine Lesebrille umgehängt. Im Seitennetz meines Rucksacks ist ein Glas mit Zwetschkenröster. Helm habe ich keinen auf. Handschuhe trage ich auch nicht. Um 18:00 Uhr wird in 1020 Böcklinstraße 43 die Mitglieder-Versammlung des gemeinnützigen ASKÖ Schüttel Laufsport sein, dessen Obmann ich bin. Jahresabschluss 2023 und Wirtschaftsplan 2024 sind zu beschließen. Meine Stellvertreter hatten sich beide entschuldigt. Also sollte ich unbedingt anwesend sein. Bei flotter Fahrt müsste sich „18 Uhr“ locker ausgehen! Der Fahrradtacho zeigt 25 km/h. Es ist dämmrig bei knapp zehn Grad Celsius und es nieselt ganz leicht. Die ampelgeregelte Kreuzung mit der Schweglerstraße! Es ist Grün. Ich fahre geradeaus. Das große schwarze Auto links neben mir ist gleich schnell wie ich. Doch es fährt nicht geradeaus! Nein! Es biegt nach rechts in die Schweglerstraße ab! Ja, es biegt nach rechts ab! Auf dieser Seite bin aber ich! Werde ich jetzt umgeworfen? Nein! Ich versuche nämlich, die Kurve parallel mit dem Auto mit zu fahren. Dabei lehne ich mich

seitlich an das Fahrzeug, damit die Fliehkraft abgefangen wird. Gleichzeitig schimpfe ich laut, um auf mich aufmerksam zu machen. Auch versuche ich, auf der nassen Straße zu bremsen. Das ans Auto gelehnte Mitfahren geht einige Meter lang gut. Doch leider nicht sehr weit! Als die Kurve fast schon geschafft ist, wird nämlich die Lenkstange von der Karosserie des zu diesem Zeitpunkt bereits schnelleren Autos nach vorne gezogen. Daher dreht sich mein Vorderrad vom Auto weg. Weiterhin an das Auto gelehnt, rutsche ich daher auf die Straße. Ich versuche, mich mit den bloßen Händen abzufangen. Trotzdem komme ich ziemlich hart auf der Straße auf, auf dem angelegten linken Oberarm. Werde ich nun vom Hinterrad des Autos überfahren? Nein! Zum Glück nicht! Das Auto ist nämlich zum Stehen gekommen. Bin ich in der Lage, mich aufzurappeln? Ja! Das geht! Ein Blick auf meine Hände: Kein Blut, kein sichtbarer Kratzer! Die umgehängte Brille ist ganz geblieben. Auch dem Mobilphon in der Brusttasche ist nichts passiert. Das Zwetschenröster-Glas ist zwar heraus geschleudert, doch es steht ganz geblieben vor mir auf der Fahrbahn! Nun stehe ich ganz auf. Tut etwas weh? Nein! Gar nichts! Ist dem Rad etwas passiert? Nein! Auch nicht! Nicht einmal der Beleuchtung! Rundherum sind eine Menge Leute stehen geblieben und schauen. Ein junger Mann mit dunklem Teint fragt mich beim Aufrappeln, ob ich verletzt bin. Ich denke, es ist der Fahrer und schimpfe ihn. Fälschlich. Es gibt nämlich keinen Fahrer, sondern eine Fahrerin. Eine winzig kleine Frau! Sie weint und sie hat sichtlich einen Schock. Ich muss sie trösten. Außerdem muss ich sie auffordern, ihr Auto wegzufahren, um die herannahende Straßenbahn nicht zu blockieren. Ich sehe mir die Seite ihres Autos an: Kein Kratzer ist ersichtlich! Die Umstehenden rufen nach der Polizei. Ich sage: „Halt! Für die Polizei habe ich keine Zeit!“ Ich müsse die Mitgliederversammlung leiten. Die beginne in einer halben Stunde. Auf der anderen Seite der Stadt, am Schüttel! „Aber“, höre ich, „ich solle mich doch ärztlich untersuchen lassen, ob ich nicht doch eine Verletzung habe.“ „Wenn mir morgen früh etwas weh tut, werde ich das sicherlich tun“. Die geschockte Fahrerin hat sich inzwischen etwas beruhigt und ihr Auto weggefahren. Sie gibt mir ihre Visitenkarte: Zuzana B., Geschäftsführerin einer Gebäudeverwaltung in der Neubaugasse. Auf die Visitenkarte hat sie ihre Autonummer geschrieben. Zwei der umstehenden Frauen bieten an, sie gingen als Zeuginnen. Ich schreibe der Zuzana meine Telefonnummer und meine eMail-Adresse auf. Die Zeuginnen-Damen meinen, Zuzana sollte unbedingt den Vorfall der Polizei melden. Sie sagt, sie mache das auch. Inzwischen ist es halb Sechs geworden. Ich verabschiede mich und schwinde mich in den Sattel. Pünktlich komme ich zur Sitzung und eröffne sie. Mitten in meinen Bericht hinein läutet das Telefon. Der Vorstandskreis ist drauf und dran, wegen des Läutens ungehalten zu werden. Als ich sage, ich erwarte einen Anruf der Polizei, ernte ich Verständnis. Es ist wirklich die Polizei Rudolfsheim! Zuzana sei tatsächlich dort. Ich sage, ich bin nicht verletzt und es gäbe keine Schäden. Der Beamte sagt, es werde daher außer einem Vermerk darüber nichts weiteres geben. Einige Minuten später ruft er erneut an. Er brauche noch mein Geburtsdatum und meine Wohnadresse. Kann er gern haben! Nach der Mitgliederversammlung gibt es im selben Raum eine weitere Sitzung, an der ich teilnehme. Daher ist es fast schon 21 Uhr, als ich heim komme. Nun bin ich neugierig: Habe ich am Ellenbogen vielleicht eine Platzwunde? Könnte ja sein! Hemd und Unterpulli haben keine Blutspuren und werden ausgezogen. Jö! Keine Spur einer Verletzung! Doch beim Aufstützen schmerzt der Ellenbogen. Vielleicht ist der Schleimbeutel beleidigt. Auch eine Rippe links ist zu spüren, schmerzt allerdings nicht. Mein Schlaf in der Nacht ist dadurch nicht beeinträchtigt. Ich wache um 5:45 Uhr auf,

punktgenau für den geplanten Wocheneinkauf zur Billa-Plus-Öffnungszeit um 7:20 Uhr. Das gewohnte Ergometer-Radeln während des Lesens der Abo-Zeitung macht keine Probleme. In Wirklichkeit gibt es also gar keine Folgen des Unfalls, so gefährlich er auch gewesen sein mag. So als wollte jemand beweisen, dass es Wunder gibt!

2024 - Kleidung

„Kindermoden Hieß“, - ein Ehepaar im Dominikanerdurchgang beim Luegerplatz, - kleiden mich ein, - im Gegenzug zu meiner Mutter „Wiener Blusen“. Bis weit in die Volksschulzeit hinein! Der professionelle Geschmack meiner Mutter sorgt für dezente Kleidung bis fast zur Matura. Dann beginne ich aber doch, mich selbst zu orientieren, erst an den „Mods“ und dann an den Hippies. Nicht sehr, aber doch! „Blau gekleidet“ beschreibe ich mich 1970 scherzhaft unter den Studienkollegen, weil ich täglich Jeans und ein dazu passendes dunkelblaues Hemd trage. „Blue Collar“ - Image auf der Technischen Universität! Dazu gibt es passende alternative Accessoires wie den als Jacke getragenen gebrauchten Fuchspelzmantel aus der „Chance“ mit den hölzernen Vorhangringen als Verschluss, die Fußballschiedsrichter-Schuhe - und den rötlichen Vollbart, der mich auch älter aussehen lassen soll, als ich bin. Ob ich gerade als Student, als Architekturbüro-Mitarbeiter oder in der Freizeit unterwegs bin, hat auf die Kleidung keinen Einfluss. Im Gegensatz zu mir ist Gattin Johanna sehr bemüht um ihre Kleidung und um ein gedeckt buntes und dabei edles Aussehen, auch für Sohn Peter. Im AKH-Büro ab 1975 strebe ich an, als zehn Jahre jüngerer Koordinator, als die zu Koordinierenden, anders auszusehen als diese in ihren Pinguin-Looks. Also inszeniere ich mich selbst mit orangenem Polohemd über schwarzer Schnürsamt-Hose und nach wie vor mit dem Vollbart. Das bewährt sich erstaunlicher Weise und signalisiert tatsächlich und wirksam Autorität. Dann ab 1978 in der „Sozialbau“, wo ich mich als alternativer Partisan fühle, - sozusagen als der einzig Wahrhaftige inmitten der Bestie, - maskiere ich dies mit konsequent weißem Sonderangebots-Hemd, dunkelgrauem Sakko, Selbstbinder und glatt rasiertem Gesicht. Älter aussehen will ich ja nun auch nicht mehr, daher ist der Bart ab! In der Freizeit nun aber doch sofort nach Dienstschluss ab in die Jeans und in zum Teil selbst geschneiderte unifarbene Leiberl ohne irgendwelche Logos drauf! In der ARWAG in den Neunzigern traue ich mich dann über das hellblaue oder hellgraue Hemd, das sich leichter waschen lässt, als ein weißes. Für bunte Hemden und Leiberl in der Freizeit sorgt nun Kollegin Anneliese Schütz durch entsprechende Geschenke zu Weihnachten und zu den Geburtstagen. Es folgt dann, - weil ich mich das dann schon traue, - Schwarz für das Hemd, um die Körperfülle dieser Zeit zu maskieren und weil sich Schwarz für Architekten ohnehin schickt. Je näher die Pension, je mehr Geschäftsführungen, je näher wieder dem Idealgewicht, desto mehr lasse ich das Sakko weg und das Hemd über die Hose hängen. Aber es gilt immer: Ein Kleidungsstück austragen, bis es auseinander fällt, und dann erst ein Neues kaufen! Dann in der Pension und in den Pandemie Jahren nach dem Ableben von Kollegin Anneliese und Gattin Johanna geht es weiter um das Austragen von Kleidungsstücken, besonders auch jener, die von Johanna geerbt sind, etwa den Schlafröcken. Und dann höre ich: „Kaum ist die jetzige Gefährtin da, trägst du plötzlich etwas Buntes“. Ja! Zu meiner Freude findet diese Gefährtin nichts dabei, mir Kleidungsstücke zu bringen, in denen sie mich sehen will! Und ich bin auch selbst bemüht, durch meine Wahl beim Ersetzen abgetragener Kleidungsstücke diesem beschwingten Lebensgefühl zu folgen.